Bekenntnisse

der

Prinzessinn

Elisabeth Charlotte

von Orleans.

Aus ihren Originalbriefen.

[Herausgegeben von R. F. Pockels.]

The proper study of Mankind is Man.
Pope.

Danzig, 1791. [Hannover]

Vorrede
des
Herausgebers.

Man wird in den Confessionen der Herzogin von Orleans sehr vieles, aber nicht alles, gleich interessant und unterhaltend finden. — Dieß ist sehr natürlich. Die Herzoginn hat gewiß niemals geglaubt, daß

ihre vertrauten Briefe in die Hände des Publicums kommen würden; sie hat daher ihre Gedanken ohne Unterschied und ohne alle Feile mit einer Freimüthigkeit und Offenherzigkeit hingeworfen, die man sich nur in herzlichen Briefen an warme Freunde erlaubt. — Oft ergriff sie bloß die Feder, um sich die Langeweile, diesen schrecklichen Dämon aller Großen, zu verscheuchen, und da sie in einem fremden Lande, an einem höchst intriguanten Hofe, mit Leuten umgeben war, die mit Recht ihr ganzes Zutrauen verlohren hatten; so ergoß sich ihr Herz in ihren Briefen an vertraute Freunde und Freundinnen nur desto freier und unge-

ungenirter. Alle diese Dinge können ihre hie und da hervorschimmernde Geschwätzigkeit entschuldigen, wenn man auch nicht überhaupt schon den Entschuldigungsgrund gelten lassen wollte, — daß sie ein — Weib war. Genug, daß sie ein rechtschaffenes, edeldenkendes und im liebenswürdigen Sinne des Worts, deutsches Weib war, und daß ihre Nachrichten sehr viele wichtige Aufschlüsse für die damalige Zeiten und Sitten in sich enthalten.

Wie viel Fürstinnen und große Weiber unsrer Zeit würden wohl so ehrlich, so offenherzig von sich selbst sprechen, oder

schreiben dürfen, ohne dadurch — wer weiß wie viel — von dem Credit zu verliehren, den das staunende Publicum den Großen so gern und bereitwillig aus einer Verblendung gegen den äussern Glanz ihrer Würde schenkt? Doch wozu die Frage? — Die Herzoginn von Orleans hatte nicht nöthig, einen Schleier über ihr edles Herz zu werfen, um den Beobachter durch ein erborgtes Colorit ihrer Handlungen zu hintergehen; — sie schildert sich so, wie sie war, und wie sie dachte, und sie gefällt dem ehrlichen Leser noch dann, wenn sie zu plaudern anfängt, — sie plaudert wenigstens oft sehr naiv, und wirft nie durch

eine witzelnde Hofmedisance ein falsches Licht auf ihren moralischen Character.

Ohnstreitig würde die Geschichte aller Zeiten und Völker unendlich viel an ihrer innern Wahrheit und Gewißheit gewonnen haben, wenn diejenigen Personen, die die wichtigsten Rollen darin spielten, offenherzig genug gewesen wären, aufrichtige Bekenntnisse ihrer Schwächen der Nachwelt zu hinterlassen. Wie viel durchaus dunkele Gegenden, vorzüglich der politischen- und Kirchengeschichte, würden sich dadurch nicht auf einmahl aufhellen müssen! Aus welchen ganz neuen und unerwarteten Gesichtspun-

eten würde man nun eben dadurch ganze Reihen der merkwürdigsten Begebenheiten viel richtiger beurtheilen können, zu deren erster verstekter Entwickelung uns bis diesen Augenblick noch der eigentliche Schlüssel fehlt, weil uns das innere Räderwerk so vieler politischen Ereignisse, nehmlich die Privatleidenschaften der Großen, und deren ursprüngliche Launen immer noch verstekt blieben! Das Publicum bekommt, seines Uebermaaßes von Neugierde und Anecdotenjagd ohnerachtet, doch oft grade nicht mehr zu sehen, als was es sehen soll; — glaubt zwar nicht selten in das geheime Gewebe von Absichten und Begebenheiten tief

hinein-

hineinzuschauen, und sieht doch oft nichts, als die äusserste Oberfläche derselben. — Sähe es mehr, könnte und dürfte es mehr sehen; so würde es sich zwar nicht seiner zu hellen Augen schämen; — aber es würde erröthen vor der nunmehr so kleinen und auf einmahl verringerten Anzahl seiner vorher bewunderten und angestaunten — grossen Männer. Mundus vult decipi. etc....

Sehr wichtig und interessant für die französische Geschichte unter Ludewig XIV. und dem Duc Regent sind manche Entdekkungen geheimer Triebfedern, welche bei so vielen Begebenheiten damaliger Zeit zu

Grunde lagen, und die, so viel ich weiß, sonst nirgends als in den Briefen der Herzoginn von Orleans so deutlich angegeben werden. — Die höchstunnatürlichen Ausschweifungen der von ganz Frankreich angebeteten Marschälle Villars und Vendome; — die schändliche Art, womit der grosse Eugen sich in seiner Jugend Geld erwarb; — der höchstwahrscheinliche Grund, warum Ravaillac, um sich wegen der beleidigten Unschuld seiner geliebten Schwester zu rächen, seinen großen König Heinrich IV. ermordete; — die lächerliche Art, wodurch der berüchtigte spanische Minister und Cardinal Alberoni zuerst bei dem berühm-

rühmten Vendome sein Glück machte; — der sonderbare Wahnwitz, welcher den Cardinal Richelieu, einen der merkwürdigsten und gescheidtesten Staatsmänner seiner Zeit, oft bei seinen wichtigsten Geschäften überraschte; — die eigentliche Geburt und Abkunft der unglücklichen Masque de Fer *); — die unerhörte Rache, wodurch ein

*) Der Herausgeber der Anecdoten vom französischen Hofe vorzüglich aus den Zeiten Ludewigs XIV., hat es sehr wahrscheinlich zu machen gesucht, daß die Masque de Fer ein Sohn der Anne d'Autriche (Ludewigs XIV. Mutter) gewesen sey, welchen sie mit dem Kardinal Mazarin, der mit ihr heimlich verheirathet gewesen seyn soll, erzeugt habe. Eben da ich dieses nieder-

ein eifersüchtiger Ehemann Franz dem ersten wegen des verbotenen Umgangs mit der belle Fermiere das Leben verkürzte; — die

---

niederschreibe, lese ich in dem Supplément au No. 29. des Clubs politiques et littéraires 1789., welche iezt zu Paris wöchentlich heraus kommen, folgende merkwürdige Stelle: On peut enfin apprendre à l'Europe quel étoit le personnage connu sous le nom du *Masque de Fer.* Lorsque le Maréchal de Richelieu n'etoit encore que duc de Fronsac, il fut aimé de mademoiselle de Valois, fille du régent et depuis princesse de Modéne. Il exigea qu'elle employât tous les moyens possibles pour arracher ce secret à son père. Elle y parvint. On ne peut dire à quel prix. — Une personne digne de foi a vu la lettre originele où elle instruit le jeune duc de Fronsac que le

die erste gelegentliche Ursache zu Ludewigs XIV. Kriegen gegen die Republic Holland, die Frankreich ungeheure Summen kosteten, und

---

le *masque de fer* etoit un frère de Louis XIV. né quatre heures après lui. — Les astrologues, qui avoient encore du crédit à la cour, menacerent la france de plus grands malheurs, si ce sécond fils régnoit. Louis XIII. etoit superstitieux. D'ailleurs on auroit pu se partager sur la question, du droit d'ainesse. Beaucoup de gens soutenoient qu'elle n'apartient pas à celui des freres jumeaux qui nait le premier. Ce prince infortuné, victime des prejugès de son siecle, ne fut caché sous un masque de fer que lorsqu' une lettre, tombée par hasard entre ses mains, lui eut appris toute sa destinée. On croit pouvoir certifier la vérité de cette anecdote, que Voltaire connoissoit surément mais qu'il ne lui étoit pas permis d'ecrire.

und die vornehmlich durch die Jalousie des Ministers Lionne gegen sein buhlerisches Weib angezettelt wurden; — die listige Methode, wodurch die herrschsüchtige Maintenon zuerst den dumreligiösen Ludewig XIV. zur Verfolgungssucht gegen die Hugonotten reitzte, — diese und mehrere Dinge sind bisher so wenig bekannt gewesen, daß man sie beinahe als neue Aufschlüsse, die uns die Herzoginn von Orleans über sehr wichtige Puncte der französischen Geschichte giebt, betrachten kann. Da sie mit der innern Geschichte des französischen Hofes genau bekannt war, und selbst Ludewig XIV. sie nicht selten seines Ver-

trauens würdigte, da ferner ihre weitläufige Correspondenz mit fremden Höfen ihr Gelegenheit genug zu vielerlei historischen Entdeckungen geben mußte; so kann man an der Wahrheit ihrer Erzählungen wohl nicht grade zu zweifeln, und sie sehen überhaupt schon dem Geiste damaliger Zeiten, der flatterhaften und intriguanten Denk- und Handlungsart der Franzosen, der tief herabgesunkenen Sittlichkeit des französischen Hofes unter Ludewigs XIV. verschwenderischer Regierung so ähnlich, daß ich sie, bei der ohnehin bekannten Wahrheitsliebe der deutschen Fürstinn, nicht für bloße unsichere Gerüchte halten möchte, die aus einer Garderobe in die andere lief-

sen, und endlich unter tausenderlei Verunstaltungen in das Zimmer der Herzoginn gelangt wären.

Uebrigens habe ich die Orthographie der Prinzessinn in ihren deutschen und französischen Briefen genau beibehalten. Ich wollte sie lieber so ganz in ihrer eigenthümlichen Denk- und Schreibart aufstellen, wie ich sie in ihren Briefen fand, ohne daran zu schnitzeln, um ihre Ausdrücke etwa für diesen und jenen verzärtelten Gaumen meiner Leser genießbarer zu machen. Der Sammler, welcher die bekannten Anecdoten des französischen Hofes aus den Zei-

ten Ludewigs XIV. u. s. w. herausgegeben, hat die fehlerhafte Orthographie der Prinzessinn unnöthiger Weise modernisirt, daher man auch zwischen der Schreibart solcher Stellen, die ich aus jenen Anecdoten entlehnt habe, und den im Folgenden angeführten Briefen an die Frau Geheimeräthinn von Harling und deren Gemahl einen Unterschied finden wird.

Zur Erläuterung der Geschlechtsfolge mehrerer Prinzen und Prinzessinnen, die in den Briefen der Madame d'Orleans vorkommen, habe ich am Beschluß dieses Werks drei genealogische Tabellen angehängt.

 Es

Es wäre unnöthig gewesen, sie auf spätere Zeiten weiter hinauszudehnen, oder auf neuere mehr zurückzuleiten, da sie doch nur zur Erläuterung eines gewissen Zeitraums dienen sollten, und da weitläufige Geschlechtsregister überhaupt nichts weniger, als der Lieblingsgeschmack des lesenden Publicums sind. —

Nach-

Nachfolgende Confessionen einer sehr helldenkenden und überhaupt sehr vortreflichen Fürstinn ihrer Zeit sind aus den eigenhändigen Originalbriefen genommen, welche sie vom Jahre 1661 bis 1687 an ihre deutsche Erzieherinn, die Geheimeräthinn von Harling zu Hannover, und von 1702 bis 1722 an deren Gemahl von Frankreich aus geschrieben hat. Sie haben mir, sobald ich sie durch einen glücklichen Zufall zu sehen bekam, in manchem Betracht so wichtig, und für den Menschenbeobachter so interessant geschienen, daß ich dem gemeinnützigern Inhalte derselben gleich anfangs einen nähern Zusammenhang wünschte. Nicht lange vorher waren die bekannten *Anecdoten vom französischen Hofe vorzüglich aus den Zeiten Ludewigs XIV. und des Duc Regent aus Briefen der Madame d'Orleans Charlotte Elisabeth, Herzog Philipps I.*

von Orleans Witwe (Strasburg, eigentlich Braunschweig 1789) erschienen. Ich hatte sie, so unordentlich auch die den französischen Hof betreffenden Nachrichten darin untereinander lagen, wegen ihres zum Theil sehr merkwürdigen Inhalts, wegen des darin herrschenden naiven Tons, und vorzüglich wegen des daraus hervorleuchtenden liebenswürdigen Herzens der Madame d'Orleans mit nicht geringem Vergnügen gelesen, — und es mußte mir nicht minder angenehm seyn, daß ich um die nehmliche Zeit in jener bisher noch völlig unbekannten Privatcorrespondenz den vortreflichen, biedern, von aller Hofaffectation und Hofintrique entfernten Character der wahrheitsliebenden Fürstinn von Zeile zu Zeile wiederfand. — Ich entschloß mich daher nach einer genauern Durchsicht diese mit der vertraulichsten Offenherzigkeit geschriebene zum Theil sehr naive Briefe dem Publico mitzutheilen, oder vielmehr das Vorzüglichste darin auszuheben, was mir zu einem ziemlich genauen Charactergemählde der Herzoginn von Orleans, der merkwürdigen Schwägerinn Ludewigs XIV., tauglich und interessant genug schien. Ich werde hier also eigentlich keine Biographie derselben, sondern nur die historischen Fragmente und einzelnen Characterzüge der Prinzessinn in

Verbin-

Verbindung mit den vorzüglichsten Schicksalen ihres Lebens liefern, wie ich sie in ihren Originalbriefen, davon ich gegen 400 Stück in Händen habe, vorfand, und werde hie und da zur genauern Auszeichnung des Gemähldes Einiges aus oben angeführten Anecdoten zu nutzen suchen. — Man hat diesen in Auszügen bekanntgemachten Briefen den Namen Confessionen gegeben, weil sich die Prinzessinn darin größtentheils selbst schildert, und ein getreues Bekenntniß von ihrer Denkungsart, so wie auch auf der andern Seite von den damaligen verdorbenen Sitten des französischen Hofes, und seiner zum Theil höchst verachtungswürdigen Creaturen ablegt.

Die Prinzessinn Elisabeth Charlotte (nicht Charlotte Elisabeth, wie sie der Herausgeber oben genannter Anecdoten nennt.) wurde zu Heidelberg 1652 im 7ten Monat geboren, und einige Jahre zu Hannover bei ihrer Tante, der Churfürstinn Sophie, König Georgs I. Mutter, erzogen. Es ist nicht bekannt, warum sie nicht bei ihren Eltern in der Pfalz blieb. Vielleicht legte die große Menge natürlicher Kinder ihres Vaters Carl Ludewigs, Churfürsten von der Pfalz, bei der Erziehung der einzigen vorhandenen Prinzes-

 sinn

sinn manches Hinderniß in Weg, wovon die Geschichte schweigt, noch wahrscheinlicher aber glaubte ihr Vater sie keiner bessern Aufsicht, als den Händen einer Schwester anvertrauen zu können, welche sich durch so viele große Eigenschaften des Geistes und Herzens unter den damaligen deutschen Fürstinnen aufs vortheilhaftste auszeichnete. Frühzeitig hatte man der jungen Prinzessinn eine Erzieherinn gegeben, welche alle die seltenen und vortrefflichen Talente, die zu einem so wichtigen Berufe erforderlich sind, in sich vereinigt zu haben schien, und die nur gar zu oft bei der gewöhnlichen Classe von Hofgouvernanten vermißt werden. Das Fräulein von Offeln, so hieß ihre geliebte Erzieherinn, mußte die junge Prinzessinn wegen ihrer erstaunlichen Lebhaftigkeit oft strenge behandeln; aber sie verlohr deswegen doch nie ihre Liebe und ihr unbegränztes Zutrauen, welches so selten die Kinder der Großen gegen ihre Erzieher und Erzieherinnen empfinden. In einem ihrer spätern Briefe an den Geheimenrath von Harling gesteht die Prinzessinn selbst, daß sie seine gestorbene Gemahlinn, ihre erste Erzieherinn, unendlich mehr, als die darauf folgende Gouvernante, eine gewisse Frau von Frelon, geliebt habe, obgleich die erste ihre Fehler immer ernstlich bestraft, und die leztere hingegen,

gegen,

gegen, welche ihr in Pyrmont zugesellt wurde, in allen Stücken Nachsicht mit ihr gehabt habe. Jene reine und herzliche Liebe der Prinzessinn zu ihrer ersten Erzieherinn dauerte bis an ihren Tod ununterbrochen fort. Die vielen freundschaftlichen Briefe, welche sie an dieselbe nach Deutschland mitten aus dem Glanze und der prachtvollen Lebensart eines der ersten damaligen europäischen Höfe schrieb, sind hievon ein so redender Beweis, daß man sie nicht lesen kann, ohne die selbst in Paris unverdorben gebliebene Fürstinn in Absicht ihres gutmüthigen und edeln Herzens liebzugewinnen. Sie spricht auch in der weiten Entfernung, und als sie schon lange Herzoginn von Orleans war, mit ihrer lieben Offeln, oder herzlieben Jungfer Uffeln, wie sie dieselbe noch oft in ihren vertraulichen Briefen nennt, wie eine treue Elevinn mit ihrer zärtlich und mütterlich gesinnten Gouvernante. Fast jeder Ausdruck ihrer Briefe an sie zeugt von einer nie verlöschenden Dankbarkeit gegen dieselbe, und zwar ohne alle erkünstelte und affectirte Ergießungen des Herzens, ohne alle Hofsprache, wobey so oft die Seele eiskalt bleibt, wenn die Lippe von hohem nie empfundenen Gefühl warmer Freundschaft plaudert. Jeder Beschluß ihrer Briefe ist eine zärtliche, angelegentliche Empfeh-

 lung

lung ihres Andenkens, und als sie ihre innigst geliebte Erzieherinn endlich durch den Tod verlohren hatte; so setzt sie aus alter Anhänglichkeit an jene ihren treuherzigen Briefwechsel mit ihrem verwitweten Gatten bis an ihren Tod ununterbrochen fort. Dabei ist der Ton, die Sprache ihrer Briefe so naiv, so gutmüthig, so offenherzig und unaffectirt, ist so ganz und überall die Sprache ihres Herzens und ihrer immer sich gleichbleibenden Wahrheitsliebe, daß ich wahrlich dem Lande Glück wünschen würde, welches eine so gradedenkende, von so lautern moralischen Grundsätzen geleitete Fürstinn zur Regentinn haben könnte. — Freilich ist ihr Stiel nicht der verfeinerte, geschrobene, affectirte, blumenreiche Stil so mancher unsrer neuern Brief- und Schriftstellerinn, er fällt bisweilen zusehr ins Natürliche, wird manchmal platt und ungestüm, und ist nicht selten auf eine solche Art launig und witzig, die wir unserm verfeinerten Geschmack zu scherzen nicht immer verzeihen würden. Allein man muß hiebei bedenken, in welchen Zeiten die Prinzessinn schrieb, und an welche Personen sie schrieb. Jene waren auch damals in Absicht der deutschen Sprache noch lange nicht verfeinert genug, als daß man der Prinzessinn, bei der ohnehin an deutschen Höfen von jeher so

sehr

sehr vernachlässigten Vaterlandssprache, einen feinern und edlern Geschmack, sich auszudrücken, erwarten konnte, — selbst iezt schreibt man ja noch an den deutschen Höfen größtentheils ein erbärmliches Deutsch, — und diese, nehmlich die Personen, waren die vertrautesten Freunde und Freundinnen ihrer Jugend, an welche man überhaupt, so wie man denkt, und ohne in der Wahl des Ausdrucks immer delicat und genau zu seyn, zu schreiben pflegt.

Von frühester Kindheit an verrieth die Prinzessinn einen ungewöhnlichen lebhaften Character; allein der Grund und Boden desselben war so natürlich gut und fest, und hatte so viel Anlage zu einem heitern Humeur, daß er auch durch die größten Stürme ihres Lebens, welches ihr am französischen Hofe selbst durch ihren Gemahl, und vornehmlich durch die schändlichen Cabalen der herrschsüchtigen Maintenon so sehr verbittert wurde, nicht auf lange Zeit verstimmt werden konnte. Ob sie gleich oft genug selbst gesteht, daß sie bei zunehmenden Jahren etwas milzsüchtig zu werden angefangen habe, und überhaupt nicht selten über die Sittenverderbniß des französischen Hofes, und die niedrigen Intriquen

desselben in bittere Klagen ausbricht; so leuchtet doch ihr heitres Wesen und ihre von Natur aufgeweckte Laune aus den meisten ihrer Briefe hervor, und sie kann es selbst nicht leugnen, daß sie darin gemeiniglich ein herrliches Gegenmittel gegen den mannigfaltigen Kummer gefunden habe, der ihr an Ludewigs XIV. cabalenvollen Hofe gemacht wurde. In ihrer Jugend hatte man ihr wegen ihrer großen Lebhaftigkeit und Scherz den Namen: Rauschenplatten Knecht, oder Rauschenplatten-Knechtchen gegeben, und sie erinnert sich dieses drolligen Namens noch sehr oft in ihren Briefen, nennt sich bisweilen noch selbst so, klagt aber auch im hohen Alter, daß sie sich nun diesen Namen gar nicht mehr geben könne, indem sich ihre rauschende Lebhaftigkeit bereits in sehr langsame Schritte verwandelt habe. In ihren merkwürdigen Briefen an ihre vertraute Freundinn, die Prinzessinn von Wallis und ihre Erzieherinn, die nachherige Geheimeräthinn von Harling, hat sie einige Beispiele von ihrer jugendlichen Lebhaftigkeit mit einer innig frohen Zurückerinnerung an ihre Kinderjahre aufgezeichnet, die sehr naiv sind, und wovon dasjenige, was ich gleich anführen will, zugleich einen auffallenden Beweis von der frühen Neugierde der Kinder, über gewisse ihnen verheimlichte Puncte auf eine anschauliche Art belehrt zu werden, ab-

geben

geben kann. — In einem Briefe an die Prinzessinn von Wallis vom 11ten Junius 1720, und in einem andern an den Geheimenrath von Harling *) erzählt sie in dieser Hinsicht folgendes: „Des Königs von England Geburtstag (Georgs I.) erinnere ich mich, als wenn's heute wäre. Ich war schon ein muthwillig vorwitzig Kind. (Georg I. war 1660 und unser Prinzessinn 1652 geboren, folglich war sie damals acht Jahr alt.) Man hatte eine Puppe in einen Rosmarienstrauch gelegt, und mir weis machen wollen, es wäre das Kind, wovon ma tante niedergekommen; in der Zeit hörte ich sie abscheulich schreien, denn Ihre Liebden waren sehr übel, das wollte sich nicht zum Kinde im Rosmarienstrauch schicken. Ich that, als wenn ichs glaubte, aber ich versteckte mich, als wenn ich Versteckens mit dem jungen Bülau und C. A. Haxthausen spielte, glitschte mich in ma tante Präsenz, wo J. L. in Kindesnöthen waren, und verstekte mich hinter einen großen Schirm, so man vor die Thür bey dem Kamin gestellt hatte, man trug das Kind gleich zum Kamin, um es zu baden, da kroch

 ich

*) Viele dieser Briefe an den Geh. R. von Harling sind mit denen an die Prinzessinn von Wallis gleiches Inhalts.

ich heraus. Man sollte mich streichen; aber wegen des glücklichen Tages ward ich nur gezürnt.“

Eben so naiv und launig schildert sie ihr lebhaftes Temperament in einem andern Briefe an die Prinzessinn von Wallis vom 18ten August 1718. — „Ich bin mein Lebtage lieber mit Degen und Flinten umgegangen, (selbst in ihrem Alter begleitete sie Ludewig XIV. fast wöchentlich auf die Jagd,) als mit Puppen; das hätte mir schier das Leben gekostet, denn ich hatte erzählen hören, daß Maria Germain *) vom Springen zum

*) Da die sonderbare Geschichte der hier erwähnten Marie Germain wohl nicht allen Lesern dieser Schrift bekannt seyn dürfte, und Montaigne, einer der größten Köpfe seiner Zeit, auf eine höchstsonderbare Art seine Gedanken darüber geäussert hat; so will ich die Stelle aus seinen Versuchen ausheben, wo er von dieser Marie Germain als einer Person redet, die er selbst gesehen hat. Aber aus gewissen Ursachen will ich die Stelle lieber in der Originalsache, als in einer Uebersezung anführen:

„Passant à Vitry (sagt er im 20ten Cap. des ersten Buchs seiner Versuche) je peus voir un homme que l'Evesque de Soissons avoit nommé *Germain* en confirmation, lequel tous les habitans de là „ont

zum Mannsmenschen geworden, das hat mich so erschrecklich springen machen, daß es ein Mirakel ist, daß ich nicht hundertmal den Hals gebrochen habe.“ —

Die

„ont cogneu, et veu fille, jusques à l'aage de vingdeux ans, nommée *Marie*. Il estoit à cette heure-là fort barbu, et vieil, et point marié. Faisant, dit-il, quelque effort en saultant, ses membres virils se produisirent: et est encore en usage entre les filles de-là, une chanson, parlaquelle elles s'entradvertissent de ne faire point de grandes enjambées, de peur de devenir garçons, comme *Marie Germain*. Ce n'est pas tant de merveille que cette sorte d'accident se rencontre frequent: car si l'imagination peut en telles choses, elle est si continuellement et si vigoureusement attachée à ce subject, que pour n'avoir si souvent à rechoir en mesme pensée et aspreté de desir, elle a meilleur compte d'incorporer, vne fois pour toutes, cette virile partie aux filles.“ — Dieser Gedanke ist freilich zu ausschweifend und singulair, als daß ihn der gelehrte Herausgeber und Commentator des Montaigne, Herr Coste, verdauen konnte, er setzt daher in einer eigenen Note dazu: „ich wundere mich nicht, daß derselbe dem Montaigne eingefallen ist; denn wer träumt nicht zuweilen im Wachen? Allein ich erstaune darüber, daß er sich hat entschließen können, denselben anzubringen.“

Die junge Prinzessinn genoß das Glück bei ihrer vortrefflichen Tante, der Churfürstinn Sophie von Hannover, und von ihrer lieben Jungfer Uffeln erzogen zu werden, nicht lange, indem sie sich schon im neunten Jahre von beiden trennen mußte. Ihre Erzieherinn blieb bei der kleinen Familie der Churfürstinn noch einige Jahre zur Aufsicht, und heirathete nachher den Geheimenrath und Oberstallmeister von Harling zu Hannover. Die junge Prinzessinn selbst gieng zu ihren Eltern nach der Pfalz zurück, mit welchen sie bald darauf eine Reise nach Holland machte. Von Amsterdam aus schrieb sie das erstemal an ihre zurückgelassene Erzieherinn in einem Alter, worin die meisten Fürstensöhne und Fürstentöchter Deutschlands kaum deutsch lesen, geschweige schreiben können. Der Brief ist an sich selbst ganz unbedeutend, — wie der Brief eines Mädchens von neun Jahren nicht anders seyn kann; da er aber der erste ist, welcher aus der Feder der nachher so merkwürdigen Schwägerinn Ludewigs XIV. floß, und da sie von dieser Zeit an fast ununterbrochen ihren vertrauten Briefwechsel mit ihrer geliebten Erzieherinn fortsezte; so mag er hier einen kleinen Platz finden.

Amsterdam den 9. Majus 1661.

Mein allerliebste iungfer offelen ich hab nicht lassen können euch zu weissen das ich besser an euch gedenk als ihr gemeint hatt undt ich hoffe das ihr auch so an mier gedenken wert hirmit genunk ich mus euch auch klagen das mich die muken so gebissen haben madalengen last euch dinstlig grusen wir haben gar ein lustige reise gehatt ich mus auch fragen wis mitt mein klein fettergen (nachherigen König Georg I. von England) stehet ich hoff das wir euch balt widersehen werden ich darf mich nicht entschuldigen das es nicht wol geschrieben dan ihr wisset wol das ich es noch nicht besser kan sage mein liebe iungfer Offelen atdien bis balt sehens ich verbleibe alzeit

ich gruse iunfer Landas.

ewre
affectionirte Freundinne
Elisabette Charlote.

iunfer gibson last euch die hende kussen undt bitt euch das ihr von ihren wege iunfer landas grussen wolt.

Die

Die folgenden Briefe der Prinzessinn an ihre Erzieherinn, ehe erstere nach Frankreich gieng, und wovon ich noch zwanzig Stück in den Händen habe, sind aus Frankenthal, Heidelberg, Friedrichsburg und Schwezingen geschrieben, und sind voll von den wärmsten Ergießungen ihres Herzens und Andenkens an die froh durchlebten Jahre ihrer frühern Jugend und vorzüglich an ihre geliebte Tante die Churfürstinn von Hannover, deren öftere Wochenbetten ihr sonderlich viel Spaas und Freude machen. Jede Zeile dieser vertraulichen Briefe verräth die natürliche, ungeschminkte und liebenswürdige Gutmüthigkeit der jungen Prinzessinn. Bald empfielt sie sich auf die zärtlichste Art dem Andenken ihrer Jugendfreundinnen, und selbst derer die von einem sehr geringen Stande waren; bald bezeigt sie auf eine launige Art ihre Freude, wenn von neuem diese oder jene hannoverische Dame niedergekommen war, oder wie sie es ausdrückt, etwas Junges gekriegt hatte; ein andermal überläßt sich ihr Herz den freundschaftlichsten Rührungen, wenn sie unangenehme Nachrichten von ihren alten Freundinnen bekommen hatte, und wieder ein andermal sucht sie ihre vorige Erzieherinn mit Erzählung allerlei comischer und tragischer Stadt- und Hofbegebenheiten zu unterhalten, ohne daß

sie

sie ein einiges mal in einen medisanten Ton ausbrechen sollte, der Prinzessinnen von ihrer Lebhaftigkeit sonst so gewöhnlich und geläufig zu seyn pflegt. Eine von jenen zwar an sich unbedeutenden Begebenheiten, welche die Aufführung einer Comödie am Heidelberger Hofe, ganz in damaligem Geschmack, betrift, erzählt sie aber doch ziemlich naiv in einem Briefe an die Frau von Harling vom 4ten März 1670 folgendergestalt: „ich muß mein lieb Fraw. Harling doch sagen wie das mein bruder (nachheriger Churfürst von der Pfalz, mit dem 1685 das Haus Pfalz-Simmern ausstarb) vndt ich in vnser rechnung sein zu kurz kommen, wir haben sollen Auff die faßnacht lautter Götter vndt Göttinnen sein. vndt Weillen Es damahls noch zu kalt war, ist es noch 10 tag Auffgeschoben worden vndt hatt als gestern 8 tag sein sollen, vndt waren alle vnßere Kleider schon fertig mein Bruder war Mercurius vndt ich aurora die landes Diane Jungfer Kolb Ceres suma sumarum wir waren lauter götter vndt göttinnen Schäffer vndt Nimphen, die triumpwagen waren schon Alle fertig vndt hat nichts mehr gefehlt als nur Donerstag das wir Es gespilt hetten, so kam Eben mitwogen die zeitung das der könig in Denemark gestorben, so seindt Auß lautter götter lautter sterbliche

liche menschen worden, doch hatt man vnß alle Auff 6 wochen vertröst, vndt wan dan nichts darzwischen kompt so kan mir fraw harling Nur berichten ob sie gerne frühe Auffstehen will, oder nicht den weill ich alsden die pforten des tags werde in meiner macht haben will ichs nicht Eher Auffmachen als wenn sie will." — Der in diesem Briefe genannte Bruder der Prinzessinn Elisabeth Charlotte war ein Jahr älter als sie, und verheirathete sich nachher mit einer dänischen Prinzessinn. Sieh. Tab. II. Kurz vorher ehe er nach Dännemark abreisen wollte, bekam er die Blattern. Seine Schwester schrieb deshalb zwei Briefe an ihre Freundinn, die Frau von Harling, welche von der zärtlichsten Liebe der Prinzessinn zu ihrem Bruder zeugen. Sie sagt darin unter andern: „hab in langer zeit kein schreiben von meinem Bruder bekommen sondern Etwas von ihm gehört, welches mir nicht gar lieb war vndt auch Einem herren hochzeiter nicht wohl ins gesicht kompt vndt nicht Wohlanständig ist, Nemblich das Er die kinderplattern zu Genf bekomme. — Es ist gar eine heßliche schminke für einen hochzeiter; ich förchte die mäler werden ihm bleiben vndt die princeß von Denemarck wirdt itzunder mehr Auff sein gutt gemüth als gesicht sehen müssen, den dießes wirdt

sie

sie richtig finden." — Mit diesem ihren Bruder Carl starb, wie schon oben erwähnt worden, das Churhaus von Pfalz = Simmern aus, worauf Pfalz = Neuburg succedirte. Ludewigs XIV. Eroberungsgeist und Ländersucht machte aber dem leztern seine Rechte auf die Erbschaft streitig, indem er selbst Ansprüche auf die Pfalz wegen der Prinzessinn Elisabeth Charlotte machte, und den bekannten Krieg mit dem deutschen Reiche anfing, welcher in der Geschichte als ein bleibendes Denkmal der Grausamkeit der Franzosen aufgezeichnet ist. Die gute friedeliebende Prinzessinn ward also die unschuldige Ursache zu einem blutigen Kriege, den sie aufs höchste verabscheuete, und worüber sie mehrmals nur zu deutlich ihren gerechten Unwillen in den Briefen an ihre Jugendfreundinnen ausdrückt. Ihre Einbildungskraft stellte ihr die Verwüstungen in ihrem geliebten Vaterlande oft in den lebhaftesten und fürchterlichsten Bildern dar. Der Gedanke an die schändlichen Mordbrennereien der Franzosen in der Pfalz verscheuchten den Schlaf von ihrem Lager; wenn sie einschlummern wollte, sah sie ihr geliebtes Heidelberg, den vorigen Wohnsitz ihrer jugendlichen Freuden und Gespielinnen in schrecklichen Feuerflammen, — und was ihren Schmerz unendlich vermehren mußte, — sie konnte zur

Milderung des traurigen Schiksals ihres Vaterlandes, wozu sie doch die gelegentliche Ursache wurde, nicht das Mindeste beitragen.

Mit dem Jahre 1671 hören ihre Briefe an die Frau Geheimeräthin von Harling, welche sie bisher aus der Pfalz an sie geschrieben hatte, auf, indem sie noch in dem nehmlichen Jahre Deutschland auf immer verließ, und mit dem Herzog Philipp I. von Orleans, Ludewigs XIV. Bruder, vermählt wurde. Diese Verheirathung der Prinzessinn mit dem Bruder eines der mächtigsten damaligen europäischen Fürsten glaubte das Haus Pfalz-Simmern wegen so mancher damit verbundenen glänzenden Aussichten nicht von sich weisen zu dürfen, und man nahm daher den Antrag des französischen Hofes mit Freuden an, ohnerachtet die junge Prinzessinn für die Eitelkeit ihres Hauses sich aufopfern, und zur catholischen Religion übertreten mußte. In der That war auch damals der französische Hof in einem so großen Ansehn; sein Einfluß auf Deutschland und die deutschen Fürsten zeigte sich von allen Seiten auf eine so unwidersprechliche Art, und die Nachahmung seiner Sitten und Denkungsart an den deutschen Höfen war

so

so allgemein und so sklavisch geworden, daß sich ein kleiner deutscher Churfürst unendlich geschmeichelt fühlen mußte, mit einem der größten Monarchen Europens in eine so nahe Verbindung zu kommen. Sobald die Eitelkeit und der Stolz dieses fürstlichen Hauses Vermählungen stiftete, so konnte es nicht fehlen, daß die armen Prinzessinnen gemeinialich traurige Schlachtopfer des Eigensinnes ihrer Anverwandten werden mußten. Der Herzog von Orleans liebte seine Gemahlinn nicht, sein Geschmack war durch die Schönheiten Frankreichs so verzärtelt worden, daß ihm eine Prinzessinn nicht sehr gefallen konnte, die von der verschrobenen Feinheit seiner weibischen Nation nichts besaß, und überdem noch ziemlich häßlich war. — Sie ist in ihren Briefen an den Geheimenrath von Harling so ehrlich, daß sie selbst ihren Gemahl wegen seiner anfänglichen Kälte gegen sie entschuldigt, — weil ihr alle weibliche Grazie des Gesichts und Körperbaues gefehlt habe, und sie legt im folgenden ein Bekenntniß hievon ab, dessen Aufrichtigkeit mir um so viel schäzbarer vorkommt, da es dem andern Geschlecht so unendlich schwer wird, grade in diesem Stück ganz aufrichtig zu seyn. — In Absicht ihrer Religionsveränderung scheint sie sich bald beruhigt zu haben, indem sie in einem

Briefe an den Geheimenrath von Harling bei Gelegenheit, daß der hanoverische Prinz Max, *) Georgs I. Bruder, catholisch geworden war, nicht

---

*) „herzog max verenderung von der religion, sagt sie in diesem Briefe, habe ich nie begreiffen können den wie Ich von seinem glauben In allen gehört so war Er schwach, kein weltlicher vortheil hatt Er drinen gefunden undt Niemands von seinen verwandten hatt Jhn dazu getrieben, dieße 3 ursachen seindt doch die so Einen von religion Endern machen, der glauben hatt Es dan gewiß nicht gethan, der interesse noch weniger, weilln Er ein fürstenthum drüber verliehrt. Ich sehe dan nichts anderst, alß daß Ein gar lieber Mund Jhn dazu Muß persuadirt haben.“ Dieser Prinz Maximilian war der zweite Bruder Georgs I. und stand in keiserlichen Diensten. Da sein älterer Bruder Friedrich August 1691 in einem Scharmützel in Siebenbürgen blieb; so bekam Maximilian ein Recht auf das Bischofthum Osnabrück, welches er aber durch seinen Uebergang zur catholischen Religion verlohr, worauf sein jüngerer Bruder Ernst August zum Bischof von Osnabrück gewählt wurde. Die Liebe und die Mönche hatten seinen Bruder ganz verblendet, und bei seinem Hause und auch bei der Herzoginn von Orleans sehr verhaßt gemacht, wozu noch manche andere schlechte Handlung des Prinzen viel beitrug. Sie schreibt in einem Briefe an den Geheimenrath

nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß der Gewinn äußerer sehr großer Vortheile, und der

---

menrath von Harling vom 23ten Januar 1716 „Man hatt mir Etwas von herzog max verzehlt, so mir alle freundschaft vor J. L. benohmen, Man hatt mir versichert daß Er seine fraw Mutter die Ihn so herzlich geliebt, ahn den keyßer verklagt, weillen sie Ihm nicht 8000 Thl. geschickt hatte, so Er begehrt, daß Ist abscheulich, fährt die edeldenkende Fürstinn fort, dießer herr kann kein glück In dießer noch in jener weldt haben, weillen er dieße abscheuliche that begangen, die Ich Ihm nicht verzeyen kan, so kan Ich mein leben nichts mehr von Ihm halten aber ich merke woll wo dieß stückelgen ist gebruet (ausgebrütet) worden daß Muß In deß patters wolff hirnkasten geschmidt worden sein, wie jezt waß Er gegen printz Ernst august ahnfengt, (dem er das Bisthum Osnabrück streitig machte) waß mich noch ahn den verfluchten münchen verdriest ist daß Er nicht leyden kann daß der herzog max Einen Einzigen Edelmann bey sich hatt, Nur lautter lumpenzeuch wie dießer wüster wolff selber ist.“ Auf eine ähnliche Art spricht sie in dem gleich darauf folgenden Briefe an den Geheimenrath von Harling von dem Prinzen Max und seinen Creaturen. Bei ihrer erstaunlich zärtlichen Liebe gegen ihre Tante, die Churfürstinn Sophie, mußte natürlicher Weise jeder, der diese beleidigte, auch ihre ganze Feindschaft gegen sich erregen.

Zwang von Seiten der Anverwandten eine solche Religionsveränderung wohl entschuldigen könnten. Uebrigens aber blieb sie lebenslang eine heimliche getreue Anhängerinn ihrer vaterländischen Religion. Sie erzählt in einem Briefe an ihre Erzieherinn, wie sehr sie immer noch die Gebete ihrer Religion liebe, sie ließ auch diese Gebete von dem ihr geschickten deutschen Edelknaben von Harling, den sie erziehen ließ, oft wiederhohlen, damit er sein Deutsch nicht ganz verlernen sollte; sie tröstete sich in ihrem Alter mit geistlichen Gesängen aus lutherischen Erbauungsbüchern, und sie scheint überhaupt eine viel zu grade denkende Frau auch in diesem Stück gewesen zu seyn, als daß sie an den Lehrsätzen der römischen Kirche ein Behagen finden konnte, ob sie sich gleich zu den äußern Gebräuchen derselben verstehen, und selbst mit Ludewig XIV. wöchentlich in die Messe gehen mußte. Wie tolerant die gute Fürstinn, ganz gegen den Geist damaliger Zeiten dachte, davon zeugt ein Brief von 6ten Nov. 1716 an den Geheimenrath von Harling, welcher ihr Leibnizens Tod gemeldet, und eine Beschreibung der lezten Tage seines Lebens mitgetheilt hatte. Bekanntlich war Leibniz in Hannover nicht zum Abendmahl gegangen, und hatte sich den Besuch von Geistlichen auf seinem Krankenbette verbeten.

Dieß

Dieß hatte in dem gottesfürchtigen Städtchen, vornehmlich unter der Menge von dummen Zeloten, eine große Sensation gemacht. Leibniz wurde als ein Ungläubiger ausgeschrien, und weil der blinde Haß der Geistlichen ihn bis ans Grab verfolgte, ganz still begraben. Auf alle diese Umstände antwortete die Herzoginn folgendermaßen: „wen die leutte gelebt haben, wie dießer Mann vndt wie Monſ. Harling mir sein leben beschreibt, kan Ich nicht glauben daß Er von Nöthen gehabt hatt prister bey sich zu haben den sie konten Jhn nichts lehren Er wußte mehr alß sie alle, Gewohnheit, fährt sie fort, ist keine Gottesfurcht, und das Abendmahl als Gewohnheit betrachtet habe keinen moralischen Werth, wenn das Herz von edeln Gesinnungen leer sey. „Ich zweifle gar nicht, so schließt sie den Brief, ahn deß herrn Leibniz Seeligkeit vndt findt daß Er Ein glück gehabt hatt nicht lang zu leyden. Leibniz starb nehmlich eines sehr sanften Todes, und entschlummerte mit einer ruhigen Gegenwart und Größe des Geistes, wie Weise entschlummern. — Hier ist noch ein Beleg zu der Denkungsart der Prinzessinn in Absicht auf die Religion, die sie anzunehmen gezwungen wurde. „Man hat mich, schreibt sie in einem Briefe an die Prinzessinn von Wallis vom 26. Jul. 1718,

wie ich in Frankreich kommen bin, mit 3 Bischöfen Conferenzen über die Religion halten lassen. Sie glaubten alle 3 different, aber ich habe aus allen dreyen eine Quintessenz gezogen, woraus ich meine Religion formirt."

Von Frankreich aus setzte die edeldenkende Prinzessinn ihren Briefwechsel beständig mit ihrer alten Erzieherinn fort. Sie vergaß dort im höchsten Lüstre irdischer Größe ihrer alten Freunde und Bekannten, die sie gemeiniglich ihre Kundschaft nennt, nicht, und der Styl bleibt immer noch der offene, herzliche, ungekünstelte Ausdruck ihrer dankbaren, freundschaftlichen Gesinnungen, so wie ihre Anhänglichkeit an allem, was Deutsch hieß, überall hervorleuchtet. Hievon im Folgenden ein Mehreres. In den nachherigen Briefen lernt man nun auch die Herzoginn als eine sehr zärtliche Mutter kennen, so wie überhaupt mit der Zunahme ihrer Jahre auch ihre Briefe immer interessanter werden. Ueber ihre erste Schwangerschaft scherzt und klagt sie zu gleicher Zeit in einem Briefe an ihre Jugendfreundinn, vom 23ten Nov. 1672 auf eine sehr naive Art.

„O!

„O! mein liebe Jungfer uffel *), schreibt sie daselbst, wie kompt daß Einem rauschenplatten Knechtgen so spanisch vor, wenn man nicht mehr lauffen vndt springen darff auch gar nicht ein, mal in der kutschen fahren, sondern alß (stets) in Einer chaise muß getragen werden vndt wan Es baldt gethan were, so were Es noch Eine sach aber des Es so 9 ganzer Monat fortweren muß daß ist Ein trübseeliger zustand. — Wan aber diß Ey Einmahl ausgebrühet (ausgebrütet) wirdt sein so wolt ich daß ichs Euch auff der post nach Osnabrück schicken könnte, den ihr versteht Euch beßer auff diß handwerck alß alles waß hir im ganzen landt ist, vndt bin ich versichert mitt meiner Eigenen experienz daß Es woll versorgt sein würde, aber hir ist kein kint sicher den die docter haben der Königinn schon 5 in die andere welt geholffen, daß letzte ist vor 3 Wochen gestorben **) vndt 3 von Monsieur (nehmlich

*) Diesen vertraulichen Namen giebt sie ihrer Freundinn noch oft, ob sie gleich schon lange mit dem Gehr. v. Harling verheirathet war.

**) Allein nicht bloß die Aerzte mochten an dem frühzeitigen Absterben der königlichen Kinder Schuld seyn. Die Ausschweifungen Sr. allerchristlichsten Majestät trugen

aus der ersten Ehe ihres Gemahls) wie Er selber sagt seindt auch so fortgeschickt worden." Im Folgenden giebt sie ihrem Gemahl würklich den Rath, ihre Kinder nach Deutschland zu schicken, und sie ihrer alten Erzieherinn, in deren Paedagogik sie ein unbegränztes Zutrauen gesezt hatte, in Pension zu geben; allein wegen der steifen Etiquette des französischen Hofes, und wegen anderer Umstände konnte sie ihren Plan nicht durchsetzen, ob gleich der Herzog von Orleans, der sonst im ganzen Sinn des Worts ein — Franzose war, selbst eine bessere Idee von der deutschen, als Französischen Erziehung hatte, die noch bis diesen Augenblick unter dieser sonst so sehr verfeinerten Nation nicht erbärmlicher seyn kann. Die herrschenden Fehler bei der Erziehung der Kinder und der Methode, sie zu curiren, scheint gleich vom Anfang an der guten zärtlichen Fürstenmutter ihren Ehestand sehr verbittert zu haben.

---

trugen wohl das meiste dazu bei. Als Ludewig XIV. einen Arzt seiner Kinder mit Namen Guinean fragte: d'ou vient, Mr. Guineau, que mes bâtars sont sains et ne meurent pas, pendant que les enfans de la Reine sont tous si delicats et meurent? — so hatte Guinean die Dreistigkeit dem König ins Gesicht zu antworten: Sire, c'est qu'on n'a porté chés la Reine que les restes du Verre.

zu haben. Wegen ihrer natürlichen Lebhaftigkeit und ihrer ungewöhnlichen Furcht vor allem, was Schmerz heißt, waren ihr überdem die mit jenem Stande verbundenen Unbequemlichkeiten höchst lästig, und sie hält dem Gott Hymen und der Wochenstube wahrlich keine Lobrede, wenn sie in einem Briefe an die Prinzessinn von Wallis vom 11ten Jun. 1717 folgendes offenherzige Bekenntniß von sich ablegt: — Ich bin recht froh gewesen, wie mein Herr seel. gleich nach meiner Tochter Geburt lit à part gemacht hat, denn ich habe das Handwerk Kinder zu bekommen gar nicht geliebt. Wie mirs J. L. proponirten, antwortete ich: oui, de bon coeur, Monsieur, j'en serai très - contente pourvuque Vous ne me haissiez pas et que Vous continuez à avoir un peu de bontè pour moi. Das versprach er mir, und wir waren beide sehr content von einander." — „Es war auch, sagt sie in einem andern Briefe, vom 3ten Dec. 1720. gar verdrießlich bei Monf. zu schlafen, er konnte nicht leiden, daß man ihn im Schlafe anrührte; mußte mich also so sehr auf dem Bord legen, daß ich oft wie ein Sack aus dem Bette gefallen bin, war also herzlich froh, wie Monf. en bonne amitié und ohne Zorn proponirten, daß jedes in seinem Apartement apart schlafen sollte." Und

in einem dritten Briefe an die Frau von Harling vom 8ten Sept. 1676 schreibt sie vor der Niederkunft mit ihrer Tochter (Sieh. Tab. I.) „waß mich anbelangt so bin ich schier so dick als lang vndt weillen Es Nun bey die 3 Wochen ist daß Ich In meinem 9ten Mont bin so Erwarte Ich schier nichts mehr als die stunde welche Eben nicht gar zeitvertreiblich sein wird, jedoch so muß man sichs getrösten weill Es däß Ende vom liedt ist vndt man auffs wenigst seines dicken bauchs quit wirdt.“

Aus diesen und mehrern Briefen der Herzoginn sollte man beinahe schließen, daß sie eigentlich ihren Gemahl nicht sehr zärtlich geliebt hat, zumal wenn man bedenkt, daß er Anfangs nicht nur höchst gleichgültig gegen sie war; sondern sich auch durch seine schlechtdenkenden Günstlinge gegen sie einnehmen ließ. Allein aus vielen andern Stellen ihrer Briefe erhellet grade das Gegentheil, und es that ihrem für Freundschaft und Liebe gestimmten Herzen oft sehr wehe, daß ihr Gemahl so gleichgültig gegen die feurigsten Beweise ihrer Zärtlichkeit blieb. Wie offenherzig, ehrlich, und schonend ist folgendes ihrer Bekenntnisse! „In der That, sagt sie, war

Monſ. ſeel. ein guter Herr, hätte J. L. ein wenig mehr Stärke gehabt, den Favoriten nicht zu ſehr zu hören, wäre es der beſte Herr von der Welt geweſen. Ich hatte ihn lieb, ob er mich gleich viel hat leiden laſſen, aber in den 3 lezten Jahren war alles geändert, ich habe ihn gewonnen, ſelber mit ihm über ſeine Schwachheiten zu lachen, und alles ohne Zorn in Vexirung zu drehen. (Wahrlich ein ſehr feiner Kunſtgriff! zumal bei einer Nation, die von dem Kitzel zu lachen ſo gewaltig beherrſcht wird.) — Wenn Monſ. ſeel., ſagt ſie an einem andern Orte, ſich von ſeinen Favoriten bereden ließ, und etwas that, das nicht recht oder gerecht war, pflegte ich zu ihm zu ſagen: Vous mettès par complaisance pour le chevalier de Lorraine (einer ſeiner erſten Günſtlinge) votre bon esprit dans votre poche et Vous l'enfermès ſi bien, qu'il ne peut pas ſe montrer. — Endlich aber hat er nicht mehr gelitten, daß man mich verläumdet und bei ihm angetragen hat, hatte ein recht Vertrauen zu mir, nahm allezeit meine Parthey und die Favoriten durften mich nicht mehr plagen, denn er hatte declarirt, daß er nichts mehr leiden wolle."

Der

Der Character und die Denkungsart dieses Herrn hat so manches Sonderbare und Eigenthümliche, daß meine Leser es wahrscheinlich nicht ungern sehen werden, wenn ich noch mehrere Züge und Beispiele davon anführe, wie sie seine Gemahlinn selbst angegeben hat. Eigentlich war Philipp vermöge einer besondern Stimmung seines Naturells ein Feind von einem unerlaubten Umgange mit dem andern Geschlecht Dieß war mit ein Grund, warum seine Gemahlinn ihn beständig zärtlich zu lieben fortfuhr, ob er gleich selbst gegen sie kalt und ungefällig war; — einem gutdenkenden Weibe ist ein strenger, harter Ehemann gemeiniglich viel erträglicher, als einer, welcher die Schwüre seiner ehlichen Treue bricht. Moralische Güte des Herzens war die Beobachtung dieser ehlichen Treue nun wohl eben bei dem Herzoge nicht; — er fand nun einmahl keinen Geschmack an sinnlichen Ausschweifungen, und schränkte sich daher nur eigentlich auf eine äußere Galanterie gegen die Damen ein, worin er denn auch ein wahrer Meister war, und welches damahls, wie iezt, zu den Hauptqualitäten eines ausgelernten Hofmannes gerechnet wurde. — Die Galanterie hatte die strengsten Gesetze in Absicht des äußern Betragens und des pünktlichsten Ceremoniels gegen das andere Geschlecht, der

Herzog

Herzog band sich an diese Gesetze mit sklavischem Gehorsam, sie wurden ihm so sehr zur andern Natur, daß ihm die zudringliche Zärtlichkeit des andern Geschlechts lästig und ekelhaft war, und daß er jene Gesetze zu beleidigen glaubte, wenn er einer solchen Zudringlichkeit Gehör geben wollte. Eben deswegen hatte der Umgang mit seiner Gemahlinn so viel Unangenehmes für ihn. Sie überschüttete ihn mit Beweisen ihrer zärtlichen Liebe, sie sehnte sich nach seinen Umarmungen; — dieß alles war ihm höchst lästig, zumahl da sein Herz keine Gegenliebe für sie empfand. Sie sagt an einem Orte selbst: „Monſ. seel. war so importunirt, daß ich J. L. lieb hatte, und gern bei ihm seyn wollte, daß er mich um Gotteswillen bat, ihn weniger zu lieben, daß es ihm gar zu importun wäre.“ In Absicht einer andern Dame der Marechale de Grançai, die an des Herzogs Hofe war, und im Ruf einer lüderlichen Dirne stand, schreibt sie an die Prinzessinn von Wallis den 21ten April 1719. „Die Marechale de Grançai war die albernste, sotteste Frau von der Welt. Monſ. seel. hatte sich angestellt, als wenn er verliebt von der Grançai wäre, aber hätte sie keinen andern Liebhaber gehabt als diesen, hätte sie ihre Reputation gar nicht verlohren. Es ist nichts übels zwischen

ihnen

ihnen vorgegangen. Er hat sich allezeit gehütet, allein bei ihr zu seyn. Sie sagte, wenn man ihn allein bei ihr gelassen, wäre ihm Angst und bang geworden, — und sagte allezeit, er wäre krank. Man vexirte ihn immer, daß die Dame ihm einmal offerirte, — einen wunderlichen Griff zu thun, so zog Monſ. vorher seine Handschue an, — das habe ich ihm oft vorwerfen hören, und habe herzlich darüber gelacht; denn wenn es in allen Ehren zuging, hatte er — keine Handschue an. — In einem andern Schreiben sagt die Herzoginn ausdrüklich von ihrem Gemahl: „Monſ. seel. ist sein Tag des Lebens von keinem Weibsmensch verliebt gewesen, hat sich aber Schande halber, um dem König zu gefallen, angestellt, als wenn ers wäre, hat sich aber nicht lange zwingen können, — hingegen liebte er die Glocken so sehr, daß er expres sich auf Allerheiligen zu Paris einfand, um des Nachts vorher die Glocken zu hören, welche denn die ganze Nacht hindurch geläutet werden. „ — Es kommen noch mehrere auffallende Züge aus dem Character des Herzogs von Orleans in ihren Briefen vor, die freilich nicht die liebenswürdigsten sind, ob sie gleich so ziemlich bei den meisten Prinzen zusammentreffen. Sie schildert ihn unter andern als einen äußerst gesprächigen

Mann

Mann, der sich das ewige Fragen so angewöhnt hatte, daß er sich bei gescheidten Leuten dadurch nicht selten lächerlich machte. Seine Anhänglichkeit an seinen Favoriten, die doch fast durchgehends Leute von einem schiefen und intriguanten Character waren, ging ins Uebertriebene, — er war ihr Sklave, und sie seine Despoten. So wenig er die obengenannte absurde Grançai wegen ihres Hanges zu Ausschweifungen leiden konnte, so hing er doch eine lange Zeit fast gänzlich von ihr ab, und sie verkaufte willkührlich, ohne daß die Herzoginn etwas dagegen sagen durfte, alle Chargen des herzoglichen Hofstaats. Der chevalier de Lorraine, ein wüster und schlechtdenkender Mann, — ein Franzose in seiner ganzen verachtungswürdigen hofmännischen Gestalt, war einer seiner ersten und vertrautesten Günstlinge, der Herzog gebrauchte ihn zu seinem Spion, und dieser Mensch wurde in Verbindung mit der lüderlichen Grancai eigentlich die vornehmste Geißel für die beklagenswürdige Herzoginn während einer langen Zeit ihres Ehestandes. Nichts mußte aber das mütterliche Herz der armen Prinzessinn mehr kränken, als daß ihr Gemahl eifersüchtig auf seine eigenen Kinder war, und sie gegen ihre Mutter gleichgültig zu machen suchte, indem er sie selbst durch eine

übertriebene Gelindigkeit verzärtelte, und ihnen eine liebetödtende Furcht gegen ihre Mutter einflößte. Doch blieb ihre Tochter, nachherige Herzoginn von Lothringen, ihr immer zugethan, und sie ertheilt ihr in einem Briefe selbst das Lob, daß sie (ihre Tochter) nie etwas gethan habe, worüber sie sich habe beschweren können. — Auch dadurch wurde der guten Herzogin mancher unverdiente Kummer verursacht, daß ihr Gemahl seinen Bruder Ludwig XIV. der doch immer eine ausserordentliche Hochachtung für die deutsche Prinzessinn behielt, und sie ihres graden und vortrefflichen Characters wegen liebte, gegen sie aufzubringen suchte. Ludewig war aus einer übergroßen Vorliebe für seinen Bruder oft schwach genug, ihm hierin Gehör zu geben, und die heimtükische Maintenon, diese verschmizte, alte Coquette, trug alles dazu bei, den König gegen die Herzoginn zu erbittern, wovon nachher mehreres vorkommen wird. — In Absicht seines Aeußern schildert die Herzoginn ihren Gemahl folgendergestalt. „Monſ. sahe nicht ignoble aus, war aber sehr klein, hatte pechschwarze Haare, Augenbraunen und Augenlieder, große braune Augen, ein gar lang und ziemlich schmal Gesicht, eine große Nase, einen gar zu kleinen Mund und häßliche Zähne, hatte mehr weibliche, als

Manns-

Manns-Manieren an sich, liebte weder Pferde noch Jagen, nichts als Spielen, cercle halten, wohl essen, tanzen und gepuzt seyn (Sr. königliche Hoheit behingen sich oft über und über mit Deamanten, und gebrauchten zu dem Behuf selbst die Juwelen ihrer Gemahlinn) mit einem Worte alles was die Damen liebet." — Ein sehr getreues Bild von einem weibischen Hofmann, dem zur völligen Ausmahlung nichts als eine herumflatternde Weiberliebe fehlt. Noch erzählte die Herzoginn von ihm, daß er kaum habe schreiben und lesen können, welches Ungeschik sie auch dem von ganz Europa nur zu sehr bewunderten Ludewig XIV. beilegt.

Die Herzoginn von Orleans hat nur drei Kinder mit ihrem Gemahl gehabt. (Sieh. Tab I.) Als sie mit ihrem erstgebohrnen Prinz im Sommer 1673 niedergekommen war, und ihre alte Erzieherinn ihr deshalb Glück gewünscht hatte, antwortete sie ihr vom 6ten Julius des nehmlichen Jahrs folgendermaßen: „Mein herzallerliebste Fraw von harling ich habe wohl nicht anders gedacht alß daß ihr gar fro werdt gewest sein über die zeittung von Meiner Glücklichen Niederkunft mitt einem sohn, den wie ich alle-

zeit wie Ewer kint gewest bin, also Muß Es mein lieb fraw von harling itzunder sein, als wenn sie Ein Enckelgen bekommen hette, vor alle gutte Wünsche so ihr dießen Meinen kleinen wie auch mir thut bedanke ich Euch gar sehr, sobald Er abgemahlt wird werden solt ihr sein contrefait bekohmen, ich hoffe aber, daß ihr ihn selber woll noch Einmahl sehn werdt, vndt wünsche daß ihr nicht allein dießen sondern so viel Kindtskint als ihr ihm wünschet noch sehen vndt mitt gesundheit Erleben möget, Es ist ein frischer gesunder gesell gottlob hatt noch keinen Einzigen anstoß gehabt seyd Er gebohren, ich bins woll gewar worden wie groß vndt starck Er ist, bin in allen 16 stundt in Kindesnöthen geweßen vndt 5 in den gar großen Schmerzen, welche so abscheulich waren, daß ich kein augenblick rast hatte, bis diß Bürschel Endlich hervorkam." — Die gute zärtliche Fürstenmutter genoß aber nicht lange die Freude, ihren erstgebornen Sohn zu besitzen, indem er schon 1676 — wie sie glaubt, als ein Opfer der unwissenden pariser Aerzte starb. Während seiner Krankheit schrieb sie einigemal auf Antrieb ihres mütterlichen Herzens an ihre alte Freundinn, wo sie dieselbe über die abwechselnde Schwäche ihres geliebten Kindes ängstlich um Rath fragt, und sich es nicht un-

deutlich

deutlich merken läßt, daß sie ihre Kinder gewiß behalten würde, wenn sie in den Händen ihrer lieben Frau von Harling seyn könnten. So groß war auch hierin das Zutrauen der guten Fürstinn zu ihrer alten Freundinn! Sie erzählt jeden Umstand seiner Krankheit mit einer pünktlichen Genauigkeit; oft brach ihr beim Anblick des leidenden Kindes so sehr das Herz, daß sie von ihm wegeilen mußte, um im Stillen ihren Thränen freien Lauf zu lassen und wie es endlich gestorben war, war sie ganz untröstbar. Hier ist ihr Brief, worin sie ihrer Freundinn den Tod desselben anzeigt. „Mein herzlieb Fraw von Harling. Es ist mir vnmöglich gewesen Euch Eher alß Nun zu antworten, den ich gar zu bestürzt gewesen bin vber den vnversehenen fall, (der junge Prinz war vorher einmahl wieder ganz besser geworden) womitt mich gott der allmächtige heimgesucht hatt, kan mich alß noch nicht davon Erhohlen, ietzt seht ihr woll, daß ich nicht vmsonst gewünscht daß meine Kinder vnter Ewren henden sein möchten, den ich hab mein vnglück von weitten herkommen sehn, man helt hir einen wunderlichen ahnstandt mitt den kindern vndt ich habe leyder Nur zu viel gesehen daß Es auff der lenge kein gutt thun würde mein vnglück ist daß ich gar nicht weiß wie man mitt kindern vmbgehen Muß vndt gar

keine experienz davon habe, drumb Muß ich glauben was man mir hir vorschwetzet, aber genug hievon, den je mehr ich es Nachdenke je trawriger macht es mich vndt ietzt habe ich keinen trost den Monsieur ist vergangen donerstag mitt dem Könige nach der armée verreist, dieses alles wirdt auff die lenge meinen milz kein gutt nicht thun vndt so lustig ich auch von Natur sein mag so helt Es doch keinen stich bei dergleichen abscheulichen vnglücke, glaube nicht daß man auß vbermäßiger trawrigkeit sterben kann, den sonsten were ich ohne zweiffel drauff gangen, den waß ich In mir Entpfunden ist vnmöglich zu beschreiben, wen Gott der allmächtige diesſem kint nicht absonderlich hilft, womit ich iezt Schwanger gehe (war ihre Tochter) so hab ich schlechten opinion von seinem leben vndt gesundtheit den Es vnmöglich ist daß Es nicht Etwaß mitt von meinen Innerlichen Schmerzen entpfunden. — st. clou den 20 aprill 1676. — In dem gleich darauf folgenden Briefe vom 30 Mai schreibt sie in Absicht ihres zweiten kleinen Prinzen, welcher 1674 geboren war, ich wollte daß ich Euch iezigen vberbliebenen; de chartre *) In Einem

*) Der erste Sohn der Herzoginn von Orleans hatte den Titel eines Herzogs von Valois gehabt, weil man

Einem brieff könnte schicken den also were ich gewiß daß Er beym Leben bleiben würde, aber so ist mir alß angst vndt wollte gern Ein Jahr 3 oder 4 Elter sein, damitt daß ich diß kint woll entwehnt sehn mögte, den daß verstehn sie gar nicht hir Im land, vndt wollen sich auch nicht sagen laßen vndt schicken also Ein hauffen Kinder in die ander welt“ u. s. w.

Dieser zweite Sohn der Herzoginn von Orleans, Ludewigs XIV. Neffe, wurde nach dessen Tode, während der Minderjährigkeit Ludewigs XV., würklicher Regent von Frankreich. Da dieser Herr in einer der merkwürdigsten Epochen dieses Jahrhunderts zur Regierung kam, und damals eine der größten politischen Rollen in Europa spielen konnte; so wird man hier eine Schilderung seines Characters, seiner Sitten und Lebensart, so wie einiger seiner merkwürdigsten Schiksale vielleicht nicht ungern lesen. Die Schilderung ist aus der Feder seiner eignen Mutter geflossen. Mich dünkt, sie hat sein Bild ganz rich-

---

man aber diesen Namen nachher für unglücklich hielt; so bekam ihr zweiter Sohn den Namen eines Herzogs von Chartres.

tig entworffen, obgleich hie und da die mütterliche Liebe einen kleinen falschen Pinselstrich angebracht haben mag. Uebrigens spricht sie mit der größten Ehrlichkeit und Offenherzigkeit von diesem ihren Sohn, verschweigt keinen seiner Fehler und liefert uns dadurch neue Belege von der damaligen Sittenverderbniß eines Hofes, den Voltaire, dieser elegante aber unsichere Geschichtsschreiber, aus einer enthusiastischen Vorliebe für seine Nation zu sittlich schön abgemahlt hat. Hier ist das Gemählde des Duc Regent. „Mein Sohn, schreibt die Prinzessinn, gleicht weder an Vater noch Mutter. Monſ. seel. hatte ein gar lang und schmal Gesicht; aber mein Sohn hat ein viereckt Gesicht. Er geht wie Monsieur undt hat mit seinen Händen dieselben Actionen. Monſ. hatte gar einen kleinen Mund aber häßliche Zähne; mein Sohn hat ein groß Maul mit hübschen Zähnen, hat dicke Backen und ist gar roth klein und dick; aber mich deucht, er ist doch gar nicht unangenehm. Wenn er tanzt oder zu Pferde sitzt, hat er gar gute Mienen, aber wenn er ordinair geht, so geht er bitter übel." So weit das Gemählde seines Körpers. Viel interessanter ist das seines Characters, obgleich die Herzoginn sich eine etwas zu große Idee von dem Verstande ihres Sohns gemacht haben mag, ohnerachtet

erachtet ihm wirkliche Geistestalente nicht abgesprochen werden können. „Ich muß gestehen, sagt sie an einem andern Orte, daß mein Sohn große Qualitäten besitzt; er hat viel Verstand, weiß viel Sprachen und liest gern, redet wohl, hat wohl studirt, ist gelehrt und versteht sich auf allerhand Künste, so schwer sie auch seyn mögen. Er ist ein Musicant, und componirt nicht übel, — er hat 2 oder 3 opera componirt, so alle artig waren; er mahlt artig und weiß alle Chimie auf ein Ende; er weiß alle Historien von der Welt und begreift leicht die schwersten Künste, — alles dieses aber, sagt sie wieder an einem andern Orte, kann nicht hindern, daß ihm nicht alles Langeweile macht. Ich habe ihn oft darüber gefilzt, er sagt aber, er könne nicht davor, er wollte gern alles wissen, aber sobald er es weiß, hat er kein Freude mehr daran. — Er hat ein gut Gedächtniß; er versteht den Krieg, und fürchtet sich vor nichts in der Welt; aber sein Fehler ist, daß er gar zu gut ist und oft Leuten glaubt, so weniger Verstand haben, als er, denn böse Leute, so seine große Güte kennen, wagen es bei ihm auf Galgen und Rad. — Alles, was ihm unglückliches, oder übels geschieht, komt von diesem Fehler her. Er ist nicht argwönisch genug, und ist zu seiner

Nation avantage persuadirt, daß, ob er gleich alle Tage sieht, wie betrogen und falsch seine Landesleute seyn, glaubt er doch festiglich daß keine Nation ihnen zu vergleichen; — ich sage ihm zwar alle Tage, daß er zu gut ist; er lacht darüber und sagt; ob es nicht besser sey gut, als böse zu seyn? Ich glaube nicht, daß man seines gleichen jemahls gesehen; er hat keine Galle im Leibe ich habe ihn sein Leben niemand hassen sehen *). — Sein anderer Fehler ist daß er gegen **) der Franzosen ordinaire Inclination ein wenig

*) Der Graf von Chesterfield erzählt im zweiten Bande seiner vermischten Werke: (Stück 37 des Common Sense) Es sagte jemand dem Herzoge von Orleans, Regenten von Frankreich: ein einfältiger Pfarrer habe ihn aufs gröbste abgekanzelt: der Regent, der darüber hinaus war, Beleidigungen der Thoren zu rächen, antwortete sehr kaltblütig: Was hat der Dummkopf mit mir zu schaffen? Ich gehöre nicht in seinen Sprengel. —

**) Die Herzoginn hat wohl sagen wollen: nach der gewöhnlichen Inclination der Franzosen; denn der Hang dieses Volks zu Ausschweifungen in der Liebe ist ja bekannt genug. Oder vielleicht hat auch die Herzoginn nur so viel sagen wollen, daß ihr Sohn seine Schwächen für das andre Geschlecht nicht genug

wenig zu große Schwachheiten für die Weiber hat, und das macht ihm oft Händel im Hause. — Die verwitwete Königinn von Spanien war gar galant mit meinem Sohn; aber in allen Ehren. Da sie aber nur Galanterie will, so kann er nicht nach Sinn dienen „denn er ist ein schlechter Galant; — aber denen, so weiter schreiten wollen, denen ist er gar gut, er soll die Sache wohl verstehen, darum lauffen ihm auch die debauchirten Weiber so nach, denn er ist bei ihnen in einem guten Ruf. — Ich weiß eine so sich ohne sein Wissen in sein Bette gelegt." Seine vornehmste Favoritin, oder wie sie die Herzoginn von Orleans nennt, seine Sultane Reine war eine gewisse an sich sehr unbedeutende Madam Parabére, mit welcher Ihre königliche Hoheit ein gar schmuziges und ekelhaftes Leben führten. Die Herzoginn beschreibt sie folgendergestalt: — „hat eine schöne Taille, lang und rar, daß Gesicht ist braun, denn sie schminkt sich nicht, hat aber angenehme Augen und Mund, — aber wenig Verstand, — ist aber ein frisch Stück Fleisch. Mein Sohn, sagt sie in

---

nug unter dem Schleier der Galanterie zu verbergen gewußt habe. Dieß scheint mir der eigentliche Sinn ihrer Meinung zu seyn.

in einem andern Briefe an die Prinzessinn von Wallis, ist weder hübsch noch häßlich, hat aber gar keine Manieren, die Leute verliebt zu machen; erstlich ist er incapable eine Passion zu haben und ein Mensch lange zu lieben. Zum andern sind seine Manieren nicht höflich und poli genug, um sich anzustellen, als wenn er verliebt wäre, fällt allezeit mit der Stubenthür in die Kammer. Zum dritten ist er gar nicht discret, noch secret, — erzählt gleich alles was vorgegangen; ich sage ihm hundertmal, daß ich mich nicht genug verwundern kann, daß ihm die Weiber so nachlaufen, sollten ihn vielmehr fliehen. Er lacht aber und sagt: Vous ne connoissés pas les femmes débauchées d'aprésent. Dire, qu'on couche avec elles, c'est leur faire plaisir. —

Mit eben dieser weibischen und lauten Offenherzigkeit, die man vielleicht besser Schwatzhaftigkeit, — wenigstens einen Grad davon nennen könnte, erzählt die gute Fürstenmutter von ihrem Sohn in andern Briefen sowohl an die Prinzessinn von Wallis, als an den Geheimenrath von Harling, — daß er aus einer zu starken pente für Weiber selbst mit denen einen verbotenen Umgang habe, die er gar nicht liebe; —

daß

daß er bisweilen Krankheiten gehabt, die die Schamhaftigkeit zu nennen verbiethet; — daß er Nächtelang mit seiner Parabére und andern lockern Burschen in den elendesten Kneipen zu Paris herumgeschwärmt, und sich im Essen und Trinken überladen habe; daß er die Damen bloß in Rücksicht seines sinnlichen Bedürfnisses, oder, wie es die Herzoginn beinahe zu naiv ausdrückt, — als seine chaise percée geliebt habe, — kurz sie legt ihm fast alle Eigenschaften eines ausschweifenden, grobwollüstigen und lüderlichen Prinzen bei, der seine wilden und ungestümen Leidenschaften nicht bändigen konnte, und nicht einmahl soviel Delicatesse besaß, seine groben Ausschweifungen wenigstens vor den Augen des Publikums zu verbergen. Demohnerachtet entwischen der guten Fürstinn alle Augenblicke Empfindungen und Ausdrücke des herzlichsten Gutmeinens mit ihrem Sohn, sie liebt ihn bei allen seinen Ausschweifungen aufs zärtlichste, ob sie dieselben gleich nie entschuldigt, und alles that, um ihm von der Heerstraße seiner Unbesonnenheiten zurückzubringen. — Es ist aus der Geschichte des menschlichen Herzens bekannt, daß Mütter ihren Söhnen fast nichts leichter, als Ausschweifungen in der Liebe verzeihen. Der Mantel, womit die mütterliche Liebe die Fehler

der Kinder zudeckt, ist ganz erstaunlich weit, und die Schwäche, welche das andere Geschlecht für die gewaltigste aller Leidenschaften empfindet, entschuldigt nur gar zu gern den feurigen Mann, welcher der Eitelkeit des weiblichen Herzens schmeichelt, indem er ein Opfer jener Schwäche wird. — Die Ausschweifungen in der Liebe pflegen überdem an Höfen lange nicht die Sensation, als in andern Ständen des menschlichen Lebens zu erregen. Der Müssiggang, die vielen ansteckenden Beyspiele, die schwankenden moralischen Grundsätze, die ganze weichliche und weibische Lebensart des Hofmanns scheinen ihn gleichsam zu jenen Ausschweifungen zu authorisiren, und dieß mußte vornehmlich an einem Hofe der Fall seyn, wo der Monarch durch sein Beispiel, durch seine ewige Maitressenabhänglichkeit das zahllose Heer seiner Creaturen vergiftete, wo das Laster mit dem unschuldigscheinenden Namen der Galanterie und Verfeinerung des Geschmacks geadelt wurde, wo die vornehmsten Damen, selbst die jungen Prinzen, dann schon in ihre Umarmungen lockten, wenn sie kaum der Ruthe entwachsen waren, wo die Prachtliebe, die Weichlichkeit, der ewige Durst nach sinnlichen Ergözlichkeiten bei jedem Schritt ein neues verführerisches Bild der Wollust aufgestellt hatte, wo eheliche

Treue ein Puppenspiel, und überhaupt vom König bis zum Pagen herab alles von einer buhlerischen Denkungsart angesteckt war. — An einem solchen Hofe konnte es wohl der edeldenkendsten Fürstinn selbst nicht sehr auffallen, wenn ihr Sohn in dem großen Strudel der modischen Ausschweifungen des Hofes mit fortgerissen wurde, und im Schooß der niedrigsten Wollust oft so ganz seine Würde, und große Bestimmung vergaß. — Indessen ist die weiche Seele des Wollüstlings immer vieler guten Eigenschaften fähig; sie ist oft gut, grade weil sie schwach ist; weil es ihr Mühe kostet, böse zu seyn. Das Herz des Duc Regent war eigentlich nicht verdorben, es war nur durch eine cynische Sinnlichkeit, die an Höfen so viel Zunder und Nahrung findet, verwildert. Von seiner frühesten Jugend an hatte Philipp an Ludewigs epicurischem Hofe fast nichts als einen ewigen Wetteifer in den feinern und gröbern Künsten der Galanterie, zwar nicht an seinen Eltern, aber von desto mehr andern kleinen und großen Creaturen des Hofes, gesehen; — seine feurige Imagination war angefüllt mit allen verführerischen Bildern einer schwelgerischen Wollust, ehe er noch die männlichen Jahre erreicht hatte; — seine natürliche Gutmüthigkeit, verbunden mit einer sanguinischen

Weichheit seines Herzens, wurde selbst eine seiner ersten Verführerinnen; — er warf sich ohne Mißtrauen in die Arme feiler Dirnen, die eine feurige Liebe gegen ihn affectirten; oder er hatte dieser nicht einmal nöthig, da an Ludewigs Hofe selbst unter der ersten Classe sich buhlerische Weiber genug befanden, die sich in den Armen eines vollblütigen, gesunden Prinzen gegen die erschöpften Kräfte ihrer abgewelkten Ehemänner schadloß zu halten suchten; — eine sehr vornehme Dame gab nach dem Geständniß seiner Mutter selbst, ihm — als einem Knaben von dreizehn Jahren den ersten anschaulichen Unterricht in den Geheimnissen der Liebe. — Philipp hätte ein Engel seyn müssen, wenn er nicht von dem allgemeinen Strome einer luxuriösen Lebensart hätte mit fortgerissen werden sollen, zumal da seine ganze Organisation dazu gestimmt war; — aber dennoch behielt sein Character noch manche sehr gute vortreffliche Seiten. Hätte diese die Seele des Wollüstlings nicht, wie wenig Fürsten würden denn wohl auf den Namen guter Menschen Ansprüche machen können! Wir wollen uns bei dem edlern Theile seines Gemähldes noch etwas aufhalten.

Philipp

Philipp setzte die Achtung und Ehrerbietung gegen seine Mutter nie aus den Augen; — ein schöner Zug seines Herzens, der nicht häufig bei Fürsten angetroffen wird, wenn sie so hoch, wie er, erhoben werden, und wenn so viel Cabalen, wie damahls, arbeiten, um Mutter und Sohn mit einander zu entzweien. „Ich habe wohl Ursach content von meinem Sohn zu seyn, schreibt sie den 7ten Jul. 1716 an die Prinzessinn von Wallis, er lebt wohl mit mir, und giebt mir keine Ursach zu klagen über ihn — ob er gleich in manche Leute mehr Vertrauen hat, als in mich.“ Nur ein einziges mahl war ein grosses Mißverständniß zwischen Mutter und Sohn, aber in seinen frühern Jahren, entstanden, indem er sich ganz wider ihren Willen verheirathet hatte. Sie vergab ihm aber in der Folge diesen Schritt, da er eigentlich dazu gezwungen worden war, und Philipp sahe nur gar zu bald selbst ein, daß die Wahl seiner Gattinn, welches eine natürliche Tochter Ludewigs XIV. von der Montespan war, nicht die beste gewesen sey. Die Vermählung Philipps wurde offenbar durch eine schlaue Hofintrigue der Maintenon gestiftet, die dazu vornehmlich des Prinzen alten Hofmeister, den Abbe du Bois, von welchem der unerfahrne Philipp nur zu sehr am Gängelbande geführt wurde,

 nutzte,

nutzte. Der Prinz war kaum siebenzehn Jahr alt, als man durch angenehme und unangenehme Vorstellungen seine Einwilligung erstürmte; — man hatte den muthlosen Fürstenknaben sogar bedrohet, ihn in ein altes Schloß einzusperren, wenn er sich nicht zu jener Vermählung entschließen wolle, und so kam denn eine Verbindung zu Stande, die den armen Prinz Zeitlebens drückte, und ihn mehr als einmahl der Gefahr eines schrecklichen Todes aussetzte. Seine Gemahlinn, ein herrschsüchtiges, intriguantes Weib, eine würdige Tochter ihrer boshaften Mutter, suchte gar bald über ihren Gemahl unumschränkt zu herrschen, ihre Brüder, Ludewigs Bastarte, suchten diese Weiberherrschaft für sich zu nutzen, und es fehlte nicht viel, so hätte sich der Herzog du Maine, Philipps Schwager, durch die teufelischen Kunstgriffe seiner Gemahlinn angefeuert, nach Ludewigs XIV. Tode, statt des Herzog Philipps, unrechtmäßiger Weise auf den französischen Thron geschwungen. Es ist hier der Ort nicht, den ganzen sonderbaren Gang der Intriguen auseinander zu setzen, welche dem Duc Regent von der Hofconspiration, wovon die Maintenon die Haupttriebfeder war, eine Zeitlang gespielt wurden. Man hatte durch Bestechungen, durch Weiberlist und Weibereinfluß

offenbar

offenbar das Parlament gegen ihn aufgehezt, man hatte ihn durch schåndliche Libellen beschuldigt, daß er den Dauphin, die Dauphine und andre mit Gift vergeben habe, und man gab ihm von mehrern Seiten her deutlich genug zu verstehen, daß man ihn bei erster Gelegenheit aus dem Wege råumen werde. Hier ist ein Brief über diese Sache von der Herzoginn von Orleans an den Geheimenrath von Harling vom 21ten Sept. 1718. „was Mons. undt Mad^me de Maine betrifft, so Erfåhrt man alle tag Neue conspirationen von Ihnen gegen Meinen sohn daß Einem die haar zu berg stehen, Ich glaube nicht daß der teufel in der hållen schlimmer sein kann alß die alte Maintenon Ihr duc du Maine und seine gemahlin, dieße hat überlautt gesagt Ihr Man und schwager und söhne weren lauter Lachen, so kein herz hetten sie were Nur Ein weib, aber sie wolte expres Eine audientz vom regenten fodern umb Ihm eine stiellet Ins hertz zu stoßen, da sicht Mons. harling welchen Einen Sanftmütigen geist dieße dame hatt, undt da seht Ihr ob von solchen Leutten nichts zu fürchten ist, Insonderheit wen sie einen solchen großen anhang haben, den Ihre caballe ist sehr stark, seindt mehr alß 10 heupter undt alle die reichsten undt grösten herrn vom hoff und waß noch årger ist die reich-

sten so Es alle mitt der Spanischen partie halten undt also mitt dem Duc undt der Duchesse du maine undt wollen den König In Spanien hir haben *). Mein sohn ist Ihnen zu gelehrt, sie wollen

---

*) Hier sind die Hauptpuncte dieser Verschwörung nebst ihrer sonderbaren Entdeckung. Spanien sollte eine Landung an den Küsten von Bretagne unternehmen, die Mißvergnügten von Poitou versammeln, sich des Königs (Ludewigs XV.) und des Herzogs von Orleans bemächtigen, die Etats Generaux, welche die Nation in corpore vorstellen, zusammen berufen, und den König von Spanien zum Vormund Ludewigs und zum Regenten von Frankreich ernennen lassen. Ein sonderbarer Zufall machte, daß der Plan nicht zu Stande kam. Der Secretair des Prinzen Celamare (des Stifters jenes Complots) war ein Kundmann von der Fillon, — eines Weibes, die in Absicht der heimlichen Verkuppelungen, die bei ihr geschahen, berühmt war. Der Regent, Herzog Philipp von Orleans und der Cardinal du Bois (sein Vertrauter) hatten mehr als einmahl von der Dienstfertigkeit jenes Weibes Gebrauch gemacht. Als eines Tages die Fillon den spanischen Secretair in seinen Gedanken ungewöhnlich vertieft fand, und die Ursach seiner finstern Laune nicht aus ihm herausbringen konnte, gesellte sie ihm ein verschmitztes und listiges Mädchen bei, die ihm zum Trinken und Plaudern verführte. Dieses Mädchen forschte ihn während seiner

wollen Einen haben so sich ganz nach Ihrem sin regieren lest, undt da ist der König In Spanien gutt zu, also werden sie weder rast noch ruhe haben, biß sie Ihn hir haben undt mein sohn steht daher in der größten lebensgefahr." u. s. w. Man trieb bei dieser Conspiration die Frechheit so weit, daß man sogar der Mutter des Duc Regent mehrmahls anonyme Briefe schrieb, worin man ihr berichtete, daß man ihren Sohn ermorden würde; ja einst rieth man ihr sogar, ihren Sohn bei Zeiten in ein Tollhaus sperren zu lassen. — Aber kein Mensch war bei der ganzen Sache weniger besorgt, als er selbst, gegen den doch die ganze Verschwörung eigentlich gerichtet war. Wenn ihm seine Mutter dergleichen Briefe

---

Betrunkenheit aus, und die Pappiere, welche er bei sich trug, schienen der Fillon von so großer Wichtigkeit zu seyn, daß sie dieselben augenblicklich dem Regenten überbrachte. Er ließ den Secretair sogleich arretiren, und alle Mitschuldige des Complots wurden entdeckt. Fünf Edelleute aus Bretagne verlohren ihr Leben, und der Herzog du Maine, seine Gemahlin, der Cardinal Polignac und einige andere Herren wurden aus Paris exilirt." Die Duchesse du Maine wurde nach Dijon und ihr Gemahl nach Dourlans in eine Vestung gebracht, erhielten aber bald ihre Freiheit wieder.

zeigte und ihm, sich in Acht zu nehmen, rieth, lachte er nur darüber und pflegte zu sagen: Ils n'ſoeroient, je ſuis pas ſi foible que je ne puiſſe me defendre. — Wäre dieß nicht die sanguinische und flatterhafte Sprache der Sorglosigkeit gewesen; so hätte man dem Herzoge eine wahrhaftig große Seele zutrauen müssen, die allen Gefahren muthig Troz bot, und über die unmännliche Furcht vor niedrigen Hofcabalen weit erhoben war. Unterdessen wagte man sich nicht an sein Leben; oder einige dagegen gemachte Plane mochten auch wohl in ihrer Geburt verunglückt seyn. Er gewann das Parlament durch seine Beredsamkeit wieder, ließ den Herzog du Maine nebst seiner Gemahlinn gefänglich einziehen und vom Hofe entfernen, und behauptete auf die Art mit Entschlossenheit seine Rechte auf die Vormundschaft Ludewigs XV. während seiner Minderjährigkeit. Die alte Maintenon, die so gern ihren Herzog du Maine auf dem Thron gesehen hätte, und einen Theil ihres hinwelkenden Alters zur Durchsetzung einer teuflischen Cabale vergebens verschwendet hatte, mußte dieß um so mehr verdrüßen, da sie sonst alle ihre Plane so schlau auszuführen wußte, und unter Ludewig XIV. ihre stolze Alleinherrschaft immer so glüklich behauptet hatte. — Aber eben das krampfartige Ge-

fühl von ihrer herabgesunkenen Würksamkeit; dieser beleidigte Maitressenstolz, diese Demüthigung, die ihr um so schmerzlicher seyn mußte, da ihr Alter und der verminderte Anhang ihrer Creaturen sie zu andern kühnen Unternehmungen unfähig machte, mußte denn auch zu gleicher Zeit den Haß dieses Weibes gegen die Mutter des Regenten aufs höchste bringen. Philipp selbst hätte sich in der That auf eine gerechte Art an der heimtückischen Maintenon rächen können; er hatte die Beweise ihrer giftigen Cabale eben so wohl, als die königliche Gewalt, sie dafür zu züchtigen, in seinen Händen; — aber der ihm ganz eigene Geist der Schonung, und denn auch wohl die Achtung gegen das Andenken Ludewigs XIV. ließ ihm nichts gegen sie unternehmen, und seine ganze Rache bestand in einigen ihr mit aller Ruhe gesagten Vorwürfen, daß sie ihn bei der Nation als einen Giftmischer und Mörder der königlichen Kinder auf eine so ungerechte und unverdiente Weise habe verhaßt machen wollen. Die Maintenon mußte die Wahrheit ihrer abscheulichen Verläumdungen eingestehen; — aber für ein in Hofintriguen so geübtes Weib konnte wohl das Geständniß, schlecht gehandelt zu haben, keine große Bestrafung seyn, indem bei solchen Menschen der Verdruß über verunglückte Plane

den Gedanken an ihre Abscheulichkeit nur gar zu leicht in seiner Geburt erstickt.

Außer diesem Geist der Schonung, der aus so vielen Handlungen des Duc Regent hervorleuchtet, und der zufälliger Weise ihm bisweilen nüzlicher als eine gesetzmäßige Strenge wurde, besaß er noch manche andre gute Eigenschaft, die seine übrigen Fehler mit verdecken half. Durch Ludewigs XIV. kostbare und lange Kriege auf dem Lande und zur See, durch die verschwenderische und übertriebene Pracht seines Hofes, durch die ungeheuren Pensionen, die er austheilte, durch die kostbaren Gebäude, die er aufführen ließ, und durch eine aus allen diesen Dingen entstandene traurige Unordnung in den Finanzen des Staats, war das Land in eine ungeheure Schuldenlast gerathen, die sich nach heutigem Gelde auf 4500 Millionen Liver belief. Es war die allerhöchste Zeit, das Königreich vor einem Generalbanquerout zu sichern, und wenigstens vors erste der Finanzzerrüttung ein Ende zu machen, um das Land nicht in einen ganz verwilderten Zustande dem künftigen Regenten, Ludewig XV, in

in die Hände zu liefern *). Philipp arbeitete mit unermüdetem Fleiß, das sinkende Reich in seinem Falle aufzuhalten, und er würde gewiß noch un-

*) Zu den hierher gehörigen Finanzoperationen rechnet man erstlich die Untersuchung der königlichen Schulden (Visa), wodurch die Forderungen der meisten Gläubiger auf $\frac{4}{5}$, $\frac{3}{5}$, $\frac{2}{5}$, ja einige gar auf $\frac{1}{5}$ heruntergesetzt wurden. Zweitens eine strenge Untersuchung (chambre ardente) wider die reichen Finanzleute, die zur Bezahlung vieler Millionen verurtheilt wurden. Drittens das System des berühmten Schottländers Law, welches mit einer von ihm errichteten Bank anfing, die hernach in eine königliche verwandelt, und mit der neugestifteten Missisippischen Gesellschaft vereinigt ward. Die Vorstellung der großen Vortheile aus ihrer Handlung brachte den erstaunlichen Actienhandel hervor, wodurch nicht nur fast alle königliche Schuldbriefe, sondern auch fast alles baare Geld in die Bank und an die Gesellschaft für Bankzettel und Actien kamen. Weil diejenigen Actienhändler, die klug genug gewesen waren, ihre Papiere zur rechten Zeit in Geld zu verwandeln, Millionen gewonnen hatten; so folgte eine neue Untersuchung (Visa), die ihnen einen grossen Theil ihres Gewinnes abnahm und viele Millionen an die königliche Schazkammer lieferte. Sieh. Tozens Staatskunde. IV. Hauptstück von Frankreich, 1ter Band.

endlich mehr geleistet haben, wenn er nicht zu viel Zeit auf die Besuche eines Weibes gewandt hätte, die kein andres Verdienst, als ihre gesunde Vollblütigkeit, und eine jovialische Laune, ihren königlichen Anbeter auf eine ausgelassene Art zu unterhalten, besaß. Indessen arbeitete er, wie ich aus mehrern Briefen seiner Mutter an den Geheimenrath von Harling ersehe, oft ganze Tage lang in den verwickeltsten Staatsgeschäften von Morgens sieben Uhr bis zum Einbruch der Nacht, und aß und trank alsdenn den ganzen Tag über nichts, als ein Paar Tassen Chocolade. Ausser dieser redlichen Arbeitsamkeit, das wieder gut zu machen, was sein sibaritischer Vorgänger durch seine ungeheuren Verschwendungen verdorben hatte, schildert ihn seine Mutter noch als einen Mann, der, wenn er von seinen Lieblingen nicht mißgeleitet und verführt wurde, sich strenge an die Gesetze der Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe band, kein blinder Anhänger der Jesuiten, wie sein schwacher Vorgänger war, und an einem sittlichern Hofe, bei einem glücklichern Ehestande, unter andern Umständen, — zwar immer noch ein sinnlicher, aber dabei sehr vortrefflicher Fürst gewesen seyn würde. Die offene, unverstellte Gradheit und Ehrlichkeit des Characters, den immer heitern und frölichen Sinn,

Sinn, die bleibende Gutmüthigkeit des Herzens scheint er von seiner Mutter geerbt zu haben. Er lobte und tadelte fast nie anders, als wie ein Wahrheitsliebender Mann loben und tadeln muß, und besaß nicht ein Stückchen von der Kunst der Höfe, — meilen weit über dem Herzen hinweg zu sprechen. Seine schonende Menschenliebe gieng so weit, daß er selbst einen Mann und dessen Anhang nicht haßte, der ihn durch die ungerechtesten und niedrigsten Kunstgriffe um die Regentschaft Frankreichs zu bringen suchte, und daß er mit einem intriguanten Weibe stets in gutem Vernehmen von seiner Seite lebte, die mit zu jenem Anhange gehörte, und gegen ihren Gemahl die Fäden zu seinen Schlingen spinnen half. Ueberdieß war er ein sehr zärtlicher Vater seiner Kinder, war ein Feind von jener närrischen Prachtliebe, worin sein Vater so sehr excellirt hatte, und, — eine sehr vortreffliche Seite eines Fürsten, — es that ihm jedesmahl sehr weh, wenn er andern einen Verdruß machen mußte. Wenn mein Sohn jemand was zu leide thut, sagt seine Mutter, so ist er gewiß betrübter, als der, so die disgrace empfängt. — So weit das Sittengemählde dieses merkwürdigen Mannes.

Ich

Ich komme einige Augenblicke zu den Briefen der Herzoginn von Orleans an ihre alte Erzieherinn zurück. Obgleich der folgende Inhalt derselben kein großes Interesse hat, und fast durchgehends local ist; so finde ich doch die Sprache und den Ton in einigen so herzlich und launig, daß ich noch verschiedene dieser Briefe hierher setzen will, ehe ich zur genauern Zeichnung des Characters unsrer edeldenkenden Fürstin komme. Aus St. Clou, dem gewöhnlichen Sommeraufenthalte der Prinzessinn, schreibt sie vom 10ten October 1676 folgendes: „Mein herzlieb fraw von harling. ob ich zwar schon heutte ahn ma tante Einen großen brieff geschrieben habe, welches Einer von dem Ersten ist so ich seitter meinen kintbett schreibe, so will ich doch dieße post nicht vorbeygehen lassen ahn Euch mein herzlieb fraw von Harling zu danken vor alle gutte wünsche so ihr mir so wohl als meinen Neugebornen Kint in Ewren schreiben vom 29 Sept. thut, waß mich ahnbelanget so habe ich seitter ich Niedergekommen bin Gott sey dank mich vber die maßen woll befunden, vndt bis auff die stundt nicht die geringst incommoditet gehabt, ob zwar die kints Nöthen viel härter gewesen als die zwey andere mahl, bin 10 stunde lang in den großen schmerzen geweßen, welches mich vmb die warheitt

heitt zu sagen dermaßen abgeschreckt hatt, daß ich gar nicht wünsche Eine orgelpfeiffe daher zusetzen wie ihr mir schreibt den sie kommen Einem gar zu sauer ahn, vndt wen sie den Nur noch leben blieben, den were Es noch Eine sache, allein wen man sie sterben sieht alß wie ich daß trawrige exempel diß Jahr experimentirt, den ist warlich kein lust dabey, waß dießen meinen vberbliebenen de chartre den ich Euch so manchmahl wünsche ahnbelangt so ist Er Gott sey Dank Nunmehr In vollkommener gesundtheit, so woll alß sein schwestergen, welche so fett ist alß Eine gemeste (gemästete) gans vndt sehr groß vor ihr alter vergangen Montag seindt sie beide getauffet worden vndt hatt man ihnen Monsieur vndt meinen Nahmen geben alßo daß der bub iezt philip vndt daß metgen Elisabeth Charlotte heist. Nun ist Eine Liselotte (so wurde die Herzoginn in ihrer Jugend von der Churfürstinn von Hannover und ihrer Eltern genannt) mehr auff der welt Gott gebe daß sie nicht vnglücklicher alß ich sein möge so wirdt sie sich wenig zu beklagen haben." Damahls scheint die gute Herzoginn mit ihrer Lage noch ziemlich zufrieden gewesen zu seyn; die Stürme ihres Lebens fingen auch eigentlich erst nachher an. Mit der nehmlichen Sprache der Herzlichkeit sind folgende Briefe geschrieben.

St. Ger-

St. Germain den 3ten Januar 1677.

Danke Euch gar sehr vor Eweren gutten Neu-jahrs-Wunsch, ich aber möchte wünschen gele-genheitt zu haben Euch Meine dankbarkeit zu Erzeygen, den wan Es ahn Ein Rechenen ginge, so habt Ihr mir in meiner Jugendt viel mehr guts gethan, alß ich Euch mein leben werde thun können derowegen bin ich beschämbt, wan ihr mein herzlieb fraw von Harling mir sagt daß mir Gott vergeltet solle alle güttigkeit so ich Euch Erweiße welche doch iezt Nur In gutten willen bestehet, vndt daß ich Euch noch alß lieb habe, ist woll daß geringste so ich thun kann. u. s. w.

Versaille den 18ten Novemb. 1687.

Mein herzlieb fraw von harling. vergangenen Montag habe ich Ihr schreiben vom 27 Octob. alten stiehls Entpfangen welches mich recht Er-frewet hatt, den Es ist Ein zeichen daß mein lieb Jungfer uffel die hende wieder braff rühren kann, undt also viel besser ist alß ich vor sie In sorgen geweßen daß kann mir Gott vor kein verdinst nicht halten, were aber straffwürdig wen ich ander sentiementen hette vndt keine Erkändtniß vor alle

alle sorge vndt Mühe so mein lieb fraw von Harling In meiner kindtheit vor mir gehabt vndt alle amitiè, so sie mir nach der zeit Erwießen, also woll kein wunder daß ich Euch auch von herzen lieb habe undt mich In alles interessire so sie begegenen kann also auch ihre beßerung mitt Freuden Vernehme, Man kann sich nie vor unnüz In der welt schätzen, wen man all sein leben so viel guts drinen gethan hatt, wie mein lieb Jungfer uffel undt den soll man wünschen zu leben umb seine gutte freundt nicht mit seinen todt zu betrüben undt warumb soll Euch bange zu leben sein, mit der resignation in den willen gottes so ihr habt kann Euch ja kein unglück recht ahnfechten, undt es ist doch noch besser leben alß sterben den da kompt man doch Nur zu baldt ahn, Ich bedanke mich daß sich mein herzlieb fraw von Harling mitt mir Erfreuet daß mein sohn gott sey Dank wider mit gesundheit ahnkommen ist, Es ist woll Ein miracle daß ihn gott der allmächtige In der schlagt Erhalten hatt, mich wundert daß J. L. der Churprinz noch nicht zu hauße ist, da doch der könig wilhelm schon wider In Engellandt, die verwitibte herzogin wirdt Nun woll zu hannover sein, mich deucht oncle thut die haus Ehre nicht recht, auff der jagdt zu sein, da dieße Herzoginn ahnkompt,

Ich wünsche daß Mein lieb fraw von Harling baldt die füße sowoll als die hende möge brauchen können undt baldt In vollkommener gesundtheit sein undt noch lange Jahr mit vergnügen dabey verbleiben, Ich habe gar keine Mühe gehabt dießen Eweren brieff zu leßen, Man thut mir Nun weder guts noch böß gott gebe daß Es Nur so bleiben möge, so werde ich schon zu frieden sein, mons harling findt meinen gruß hirin sein nepheu hatt mir alleweill Ein compliment von seinetwegen gemacht, Ich habe Ihn Nun wider seyder 7 tagen bey mir, In frischer gesundheit Mein sohn undt seine leutte können nicht genug rühmen wie woll Er sich in der schlagt gehalten, Ich hatte sehr vor Ihn gebetten daß Er mögte befördert werden In seinem regiement aber die faveur von Md. de maintenon undt Ihre recommandation haben mehr gegolten ohne ruhm zu melden, alß die Meine, ich hoffe daß wir Ein andermahl glücklicher sein werden. (Eine nähere Nachricht von diesem jungen nach Frankreich verpflanzten deutschen Edelmann im Folgenden.) adieu mein herzlieb Jungfer uffel, Ich bitt seidt persuadirt daß ich allezeit Ewere auffrichtige affectionirte freundin Verbleiben werde.

Elisabeth Charlotte.

Vor=

Vorstehender Brief ist der lezte, welcher nebst einem kleinern vom 29 Dec. 1687. aus der Correspondenz der Herzoginn von Orleans an ihre Erzieherinn aufbewahrt worden ist. Da die Frau von Harling aber erst im Anfang des Jahrs 1702 starb, und es nicht glaublich ist, daß die Herzoginn in einer Zeit von 14 Jahren nicht an ihre geliebte Erzieherinn geschrieben haben sollte; so muß eine nicht geringe Anzahl von Briefen der Herzoginn an diese und deren Gemahl verlohren gegangen seyn, dahingegen die Briefe an leztern von 1702 an bis zum October 1722, um welche Zeit die Herzoginn starb, in eins fortlaufen. Auch sind diese Briefe an den Geheimenrath von Harling zum Theil viel interessanter, als die an seine Gemahlinn. Jenem schreibt sie öfters politische Neuigkeiten, schildert ihm diejenigen Personen, welche damahls die wichtigsten Rollen am französischen Hofe spielten, oder erzählt ihm sonst allerlei unterhaltende Anecdoten, die im Folgenden nachgeholt werden sollen. So lange Ludewig XIV. lebte und die Maintenon nebst ihrem Anhange ein stets wachsames feindseliges Auge auf die gute Herzoginn hatte, war sie in Absicht ihrer Briefe, die sie nach Deutschland schrieb, äußerst vorsichtig. Man beging die Niederträchtigkeit, fast alle ihre Briefe aufzu-

brechen, und sie klagt hierüber laut in einem Briefe vom 7ten April 1718. „Ich weiß nicht worin die lust bestehet so Man auff der post hatt alle Brieffe zwey und zwey auff Einmahl zu schicken, daß hatt man auff der post sey der Ich In frankreich bin nicht gelernt mein pitschir zu Respectiren, contrarie Mons. de Louvois ließ alle meine Brieffe auffmachen und leßen und Mons. de Tonti ist In den noblen tracen Eingetretten undt hatt es nicht besser gemacht, damahls that man es umb Etwaß In Meinen brieffen zu finden so schaden könnte undt Nun thuns seine leutte auß purer gewohnheit den mitt Meinem sohn kann man mich ob gott will nicht broulliren.“ Offenbar sind ihre Briefe nach Ludewigs XIV. Tode freier und dreister geschrieben, weil man nun keinen hämischen Gebrauch mehr davon machen konnte. Einer von den ersten Briefen der Herzoginn an den Geheimenrath von Harling, der aus dieser Correspondenz aufbewahrt worden ist betrift den Tod ihrer vielgeliebten Erzieherinn und Jugendfreundinn. Ich will ihn, da sich ihr Herz noch einmahl über dieselbe so ehrlich und dankbar ergiest, hierher setzen, und denn das eigentliche Charactergemählde der edeldenkenden Fürstinn auszuzeichnen anfangen.

Versaille ce Dimanche 12 de Mars 1702.

Dans le temps que je ma preparois a Vous respondre Mons. de harling sur vostre lettre du 28 du mois passé je recois la triste nouvelle de la perte que Vous aves fait le lendemain de Mad^e^ de harling dont je suis tres sensiblement touchée et quoyqu'en l'estat ou celle peauvre Dame éstoit tombée par ces maladies Dieu lui a fait grace de la delivrer de ses douleurs, je l'ai pleurée de tout mon coe r et vostre neveu en a fait auttant et je Vous prie de croire que personne ne partoqe plus vos peines et douleurs que moy qui me souvient toujours du soin qu'elle avoit eue de mon enfance et les peines et veilles que je lui avoit caussée et en conservois une veritable reconnoissance ainsi sa perte me touche tres sensiblement, je ne merite point de remerciement d'aider a vostre neveu d'avoir un regiement, puisque ce n'est que tenir ce que j'avois promis a Mad^e^ de Harling il ya long temps, et vostre neveu merite qu'on en ait soin il est un tres honnette garcon qui se fait estimer et ne fait point de honte a sa famille, j'espere qu'il fera son chemin et en tout ce qui pourra despendre de moy je tacheres de l' assister u. s. w

Ich komme nun zur genauern und umständlichern Zeichnung des moralischen Characters, und der Denkungsart der Herzoginn von Orleans, wie sie dazu in ihren eigenen Briefen die Materialien aufbewahrt hat. Man kann in der That nicht ehrlicher, offenherziger und unverstellter von sich selbst sprechen, als diese gute Prinzessinn gethan hat, und diese Offenherzigkeit ist um so viel auffallender und schäzbarer, da sie in einem Stande geboren worden, wo man, nach ihrem eigenen Urtheil, sich gemeiniglich so schlau und so gern die geringsten Fehler verbirgt, und wo die höfische Eitelkeit allen Handlungen, so albern sie auch seyn mögen, eine gefällige Aussenseite giebt. Die Feinheit, die Politik, das gespannte Selbstinteresse des Hoflebens, sagt sie, macht die Verstellungskunst zu einem der ersten Handlungsgesetze seiner Creaturen. Wer dieses Gesez nicht strenge beobachtet, ist nach ihrer Meinung, sehr wenig geschickt, unter den Großen zu leben, und vor dem Strudel der Cabale glücklich vorbei zu schiessen, welcher den offen und grade denkenden Wahrheitsfreund immer am ersten verschlingt. — Offenherzigkeit, fährt sie fort, ist in einem Stande nicht Mode, wo ein giftiges Mistrauen an dem Herzen eines jeden Höflings nagt; wo die heiligste Verbindung menschlicher

Seelen

Seelen, die Freundschaft, in einem hirnlosen Gemisch von Complimenten und leeren Ceremonien besteht; wo ein heimlicher Neid und die sklavische Abhänglichkeit von der Gnade des Regenten und seiner Günstlinge die Gemüther stets gegen einander aufbringt und erbittert, — kurz wo immer einer des andern Spion und Verräther ist. — Mit der Verfeinerung und künstlichen Politur unsrer Zeiten scheint in der That die Gradheit im Denken und Handeln unter den meisten Ständen der menschlichen Gesellschaft sehr abgenommen zu haben. Sichtbar ist dieß vornehmlich auch an den Höfen, sobald man den jetzigen Modeton derselben im Denken und Handeln mit der Denkungsart und deutschen Biederkeit der Höfe in vorigen Jahrhunderten vergleicht. Freilich waren in vorigen Zeiten die deutschen Höfe lange nicht so verfeinert, wie iezt; die Hofsitten waren damahls roh und plump; die Methoden, sich zu vergnügen, verriethen an mehrern eine tiefe Uncultur, einen erbärmlichen Geschmack; man unterhielt mit eben der Sorgfalt, mit welcher man den Minister und Beichtvater wählte, eine Menge Hofnarren, die dem Landesvater bei seiner Digestion Hebammendienste leisten, und durch ihre armseligen Schwänke die Langeweile vertreiben mußten; man zechte auf eine so über-

triebene Art, daß für diejenigen an vielen Höfen Strafgesetze gemacht waren, die sich nicht überladen wollten. Der Wiz bei den Hofgelagen war nicht selten stinkend-schmuzig; die Hofdamen redeten eine bäuerische Sprache; *) ihre Galanterien verriethen Plumpheit und Einfalt; ihre Sitten waren pöbelhaft, — kurz alles athmete den Geist der Rohheit und eines groben Geschmacks unter den Großen; demohnerachtet aber herrschte damahls würklich mehr deutscher Biedersinn, deutsche Offenheit und Gradheit des Characters unter den höhern Ständen, und man hatte die Kunst noch nicht zur Vollkommenheit gebracht, dem Laster durch ein täuschendes Gewand seine Häßlichkeit zu nehmen. Der Character der Herzoginn von Orleans gehört offenbar noch in jene alt-

deutschen,

*) Die Herzoginn von Orleans erzählt in einem ihrer Briefe an den Geheimenrath von Harling eine hierher gehörige Anecdote von einem Hoffräulein zu Braunschweig aus vorigen Zeiten. Das Fräulein fieng bei der fürstlichen Tafel laut zu seufzen an, so daß die ganze Gesellschaft aufmerksam darauf gemacht wurde. Man fragte sie endlich bei wiederholten Seufzern: ob diese etwa aus einer Unzufriedenheit mit ihrem Serviteur (Liebhaber) entstånden? — „Chervitör, antwortete sie, wat chervitör, ich ha mich so dick gefretten, as ein Schindertef.“

deutschen, ehrlichen Zeiten. — Ich mag sie in Absicht ihrer Wahrheitsliebe, ihrer ehelichen Treue, ihrer Entfernung von allem aufgeblasenen Fürstenstolz, ihrer Vaterlandsliebe, ihrer Religiosität, ihrer Anhänglichkeit an alte Jugendfreunde betrachten; so finde ich überall das gute, biedere, deutsche Weib, — ohne allen verzärtelten und kriechenden Hofsinn, ohne alle Schiefheit und Zweideutigkeit des Herzens, — gegen jeden gerecht, gegen das Laster aufgebracht, strenge gegen sich selbst und ihre Fehler; aber eingenommen bis zur Herzensanhänglichkeit für jeden guten und rechtschaffenen Mann. — Hier sind die vornehmsten Züge ihres Characters, — ihre eigenen Bekenntnisse, die sie sich aus der Seele geschrieben, und in den Busen ihrer Freunde ehrlich niedergelegt hat.

Die erste ihrer schäzbaren Seiten ist, nach den Zeugnissen ihrer eigenhändigen Briefe, warme Vaterlandsliebe, — Anhänglichkeit an guten deutschen Sitten, und edeln deutschen Männern und Weibern. Ungern war sie in ein fremdes Land und an einen fremden Hof gegangen, obgleich eben dieses Land und dieser Hof damahls von uns

Deutschen mehr als jemahls bewundert wurde. Frankreich schien es in der Cultur des Geschmacks, der Sitten und Kenntnisse am weitesten gebracht zu haben, — sein König war unter den damaligen Königen der schönste und geschmackvolleste, — zugleich aber auch der mächtigste Mann; er wurde von seiner Nation vergöttert, und seine Aussprüche galten für die politische Welt als Orakelsprüche. — Voltaire hat die Dreistigkeit, in seinem siecle de Louis XIV. zu sagen: l'Europe a du sa politesse à la cour de Louis XIV. — Aus Liebe und Gehorsam gegen ihren Vater hatte die Prinzessinn Elisabeth Charlotte sich mit einem Prinzen verheirathet, der sie nicht liebte, dessen Aussichten aber die glänzendsten waren, und der einen der größten Monarchen damaliger Zeit zu seinem Bruder hatte. Diesem angebothenen Glanze konnte ein im Vergleich mit Ludewig XIV. sehr kleiner deutscher Fürst nicht widerstehen. Die Politik, oder vielmehr die Eitelkeit des Churfürsten von der Pfalz that bei der Sache den unwiederruflichen Ausspruch; die Prinzessinn wurde das Opfer dieser Eitelkeit, und sie verließ Deutschland auf immer; — aber nicht ihren großen, edeln, deutschen Sinn, den leider! so viele unsrer Großen in jenem Lande verlohren haben und noch verliehren.

liehren. Wir haben schon aus den an ihre Jugendfreundinn geschriebenen Briefen gesehen, wie unendlich lieb und theuer ihr das Andenken an ihr geliebtes Hannover war; wie sie mit Erzählungen ihrer Jugendjahre ganze Seiten anfüllt; wie sehr sie die deutsche Erziehung der Kinder der verdorbenen französischen vorzieht, und mit welcher menschenfreundlichen Güte sie sich der Deutschen in Frankreich annimmt. Dieß gilt vorzüglich in Absicht eines jungen Anverwandten ihrer Erzieherinn, der Frau Geheimenräthinn von Harling, welche ihn der Prinzessinn auf ihr dringendes Bitten als Pagen zusandte. Sie gewann diesen Knaben so lieb, daß sie ihm fast in allen Briefen an die Frau von Harling und deren Gemahl Lobreden hält. Sie machte auch in der folgenden Zeit das Glück dieses deutschen Edelmannes, der sich durch ihre Empfehlungen zu angesehenen Kriegsbedienungen emporschwang. Schon dieß ist ein vortrefflicher Zug in dem Character der Prinzessinn, daß sie diesen jungen Menschen bloß deswegen zu sich nahm, um ihrer alten Erzieherinn einen bleibenden Beweiß ihrer Erkenntlichkeit zu geben. In der That sorgte die gute Fürstinn wie eine Mutter für den Edelknaben, und bekümmerte sich um die kleinsten Umstände seiner Erziehung. Sie schreibt in dieser

Absicht an ihre Erzieherinn vom 30ten Mai 1673 folgendes: „Mein hertzlieb fraw harling. Ich bedanke mich vor daß gutte vertrauen, so Mons. harling vndt ihr zu mir tragt, mir Ewren kleinen vettern zu schicken, seitt versichert daß ich alle sorg vor ihn tragen werde so viel ich kan, Es ist woll ein artlich kint, nicht allein Mons. vndt ich sondern alle menschen hatt ihn lieb Er dint schon wie einer von den andern (Pagen) vndt fengt ahn französch zu reden vndt zu verstehn ich habe ihn apart von den andern in Ein haus logiren laßen alwo die fraw im hause sorg vor ihm hatt umb ihn alle tag zu kämmen sein weiß zeug zu waschen vndt ihn betten zu machen, Ich laße ihm auch Ein klein bettgen mit Einem pavillon machen damitt Er allein schläfft vndt Er ist an meiner Jungfern (Fräuleins) taffel daß ihm also wie ich hoffe vndt glaube nichts mangelt, seine Erste Dinste so Er hier gethan ist geweßen daß Er Einer von den hübschesten Jungfern hir im lande hatt ahn taffel aufwarten Müßen welches ihm denn nicht übel gefallen, den sobaldt man von taffel aufgestanden hatt ihn die Jungfer Ein parmahl geküßt, dießes hette Er gern in Eine gewohnheit gebracht vndt alß sie Einmahl nicht daran dachte stellte daß kleine mängen sich vor sie hin vndt hielt ihr den backen dar.“

Bei seinen heranwachsenden Jahren ließ sie diesem deutschen Edelknaben allen, seinem Stande und seiner künftigen Bestimmung angemessenen, wissenschaftlichen Unterricht ertheilen, übte ihn selbst in der deutschen Sprache, die er aber bald ganz verlernte und gewann ihn so lieb, daß man aus ihrer Zuneigung zu ihm etwas anders schliessen würde, wenn die gute Fürstinn von dieser Seite nicht ganz freigesprochen werden könnte. Wie sehr sie besorgt war, daß der junge Deutsche sich nicht von den französischen Modelastern möchte anstecken lassen, erhellet aus einem Briefe, den sie an ihre Erzieherinn 1682 den 15ten Sept. schrieb. „ich bitte Euch, sagt sie darin, ahn Mons. harling von meinetwegen zu sagen daß Er meinen kleinen harling alß fleißig warne nicht in die hießigen laster zu fallen, Ich habe zwar noch nichts ahn ihm, gottlob verspiert so mich könnte förchten machen, daß Er sich nicht zu allem gutten begeben möchte, jedoch weillen daß daß Einzige mittel ist sambt den interesse wormitt man mir schir alle meine pagen vndt sonst Domestiquen veruntreuet so kan man nicht genung davor warnen, den so viel ich ihm auch davon sagen mag mögte Er vielleicht gedenken, daß mein Eygen interesse mich reden macht, wen Er aber Ebendaßelbige von seinem Oncle vernehmen

nehmen wirdt, so wirdt Er in sich selbsten denken können, daß waß ich ihm sage vor sein bestes ist, undt dießes wünsche ich aus zweyen ursachen, Erstlich damit harling desto perfecter werden möge, undt ihr Euch nicht gereuen möget mir daß kindt vertrawet zu haben, zum andern auch umb mein Eigen selbst willen den der art leutte trewe, ob sie Einem zwar sehr angenehm ist, so kan sie Einem doch nicht so viel Nutzen, alß ihre vntrewe Einem schaden kan, Insonderheit wenn sie in meiner feinde hende kommen welche sie In allen lügen instruiren wie ich den leyder schon Nur zu viel bin gewahr worden" u. s. w. — Natürlicher Weise mußte die Herzogin in der Folge ein desto größeres Zutrauen und ein festeres Attachement für den jungen deutschen Edelmann empfinden, da er ihr würklich lebenslang mit aller Treue diente, und sich nicht, wie ihre übrigen Leute, durch die Cabalen des Hofes gegen sie einnehmen ließ. Sie machte ihn im Folgenden aus Dankbarkeit zu ihrem Capitaine des gardes und verschaffte ihm nicht nur ein Regiment, sondern auch sogar ein einträgliches Gouvernement und er starb endlich als Marechal de Camp. Ein einziges mahl war sie wegen einer zudringlichen Forderung desselben nicht mit ihm zufrieden. — Da man ein Frauenzimmer noch nicht

ganz

ganz kennt, so lange man sie noch nicht hat schelten gehört, und da die gute Fürstinn von Orleans selbst in ihrem Zorn noch grade und gutmüthig bleibt; so will ich den Brief mit hierher setzen, worin sie über den deutschen Edelmann ihren Unwillen äußert.

st. Clou den 21ten Aprill 1720.

„Monſ. von harling da Entpfang Ich Eben sein schrejben vom 17 aprill mich wundert recht, daß sein vetter In den langen Jahren frankreich nicht besser gelernt hatt, alß Ich sehe daß Er Es weiß, Ist Es möglich daß sein vetter pretendieren kan daß Ich Einen teutschen den Ich Erzogen, vor Meinen chevallier d'honneur Nehmen dürffte wen 8 personnen von Qualitet undt von den besten Nahmen In frankreich Es begehren, hier sicht man auff keine angen (Ahnen) nicht, aber woll auff nationen In meinem hohen alter würde ich mir noch Einen bößen Nahmen gemacht haben, wen ich seinen neveu Einem vorgezogen hette so schon Mein premier Escuyer undt vom hauß von simiane ist daß ist Eine sache so auff exempel bestehet Mons. de Mertagne war Mein premier Escuyer undt ist chevallier d'honneur worden, der nicht von so

gutten

gutten hauß war alß simiane. Man Muß die franzoßen nicht kennen wen man meint daß Es ahngehen kan, daß Man Ihnen frembte vorzieht, jemandts Muß auß Reyde harling dießes In den kopff gebracht haben, daß seindt hoffpossen, wen man den leutten sonst nicht schaden kan stelt man sich ahn alß wen man die beste freundt were undt bringt Ihnen schlimen rath In kopff, Ich habe Ihm seinen tord selber nicht sagen wollen habe Ihm Einen seiner freunde geschickt umb Ihn zubegreiffen machen daß man Ihm Einen gar schlimen rath gegeben den so sachen gehen hir nicht ahn, Ich habe harling lieb Ich habe Ihn Erzogen aber Er hatt sich nicht über mich zu beschweren undt alle welt ist zeugen, daß ich Ihn alles woll tractirt habe, undt habe mir hierin nichts vorzuwerffen, aber Ihn über mein ganzes hauß zu setzen daß konte nicht ahngehen, daß kan mir Niemand es rathen, dazu weiß Ich zu woll die hießige Manieren, Ich habe Es seinen vettern In vertrawen wahrnen laßen, ahnstadt meine trewe wahrnung woll auffzunehmen hatt Er getrozt wie Ein kindt von 6 oder 7 Jahren, kein Mensch In der welt kan es vor Eine ungenade halten, wen Ich meinen Capitaine des gardes Meinem premier Escuyer nicht vorziehe, der vom hauß de simiane ist undt

dessen

dessen Mutter schon In meinen diensten geweßen undt meiner freullen hoffmeisterinn war, wen harling sich hirüber beklagen solte würde Er sich braff auslachen machen waß ahnlangt chevallier du st. Esprit zu werden hatt Er deßwegen nicht von Nöthen Mein chevallier d'honneur zu sein umb den Orten von St. Esprit zu haben, den viel kriegs officier haben solchen, wen die promotion werden wirdt, werde Ich lange In jener welt sein, den Mein sohn alß regent kan keine promotion de l'ordre machen undt Ehe der könig majeur sein wirdt, undt Eine promotion machen, — also sicht Mons. harling ja wohl daß Man seinem vettern da sachen In den kopff gesetzt hatt, so von gar weittem außsehen. Ich kan nichts versprechen waß nicht bei mir steht stünde Es bey mir würde Er es morgen haben Erstlich seiner selben halben, undt auch wegen seiner Mons. harling; aber ich bin gar zu sincere undt wahrhaft umb zu versprechen, was Ich vielleicht mein leben nicht sehen werde undt gar In weitten feldern ist, aber Man hatt diß harling In kopff Gesetzt umb ihn gegen mich auff-zurücken. Ich kenne dieße Manieren woll, sie seindt von hir Im Lande aber Ich hette harling nicht so Einfältig geglaubt In dieß paneau zu fallen, daß wirdt schon wieder zu recht kommen

Er

Er hat groß unrecht Mons. harling betrübt zu haben, aber wen Mons. harling dieß landt undt hoff hir kennen solte undt wissen wie Eben Man den becher tragen Muß, würde Er mir nicht unrecht geben, sondern sehen daß Ich gethan weß Ich gesolt." u. s. w. In der That hatte der durch die Güte der vortrefflichen Fürstinn verwöhnte, deutsche, ahnenstolze Edelmann sehr Unrecht in Absicht seiner zudringlichen Forderung; doch war er vernünftig genug, hinterher das Uebertriebene und Närrische seines Wunsches einzusehen, und den Unwillen der Prinzessinn, der er sein ganzes Glück zu verdanken hatte nicht weiter zu reitzen. Da die Briefe über diese Privataffaire überhaupt nicht weiter interessant sind, so will ich sie übergehen.

Ihre Unzufriedenheit mit den verdorbenen französischen Sitten, und dem gesamten Character dieser leichtsinnigen Nation äußert sie in mehrern Stellen ihrer Briefe an den Geheimenrath von Harling und die Prinzessinn von Wallis. Bei ihren reinen moralischen Grundsätzen, und bei ihren feinen Gefühl für alles, was Ehrlichkeit und Gradheit des Characters betraf, konnte ihr die Denkungsart eines Volks ohnmöglich gefallen,

fallen, welches vom Könige bis zum niedern Bürgerclassen hinab in übertriebenen Wollüsten schwamm, und mit jedem Fortschritt seiner Verfeinerung eine neue Zweideutigkeit seines Characters annahm. Die Lächerlichkeiten *) desselben gefielen

*) Sie führt mehrere Beispiele lächerlicher Handlungen unter dieser Nation an, die den Geist und die Organisation derselben so ziemlich characterisiren. Sie erzählt von ihrem Oberstallmeister Clerambeaco, daß er in seinem höchsten Alter (er wurde 101 Jahr alt) noch in ein junges schönes Mädchen im höchsten Grade verliebt wurde, sich des Mädchens wegen täglich wie ein junger Mensch von 20 Jahren adonisirte, und alle Künste der Galanterie aufbot, um als ein Mann, der beinahe ein Seculum zurückgelegt hatte, seiner Schönen das Herz abzugewinnen. — Ludewig XIV. spielte selbst nicht selten den possirlichen Mann, und seine vornehmsten Hofbedienten und Generale machten sich nebst seinen Maitressen ein Vergnügen daraus, ihn durch — wahrlich nicht immer wizigen — Bouffonnerien zu unterhalten. — Der berühmte französische Gelehrte de la Motte, der durch seinen Streit mit der Dacier über den Homer so bekannt ist, kleidete sich wie ein Narr, und erschien in dem lächerlichsten Aufzuge von der Welt auf öffentlichen Straßen. — Brancas, chevallier d'honneur bei der la Reine Mere, war so zerstreut, daß er an seinem Hochzeittage

len zwar der guten deutschen Fürstinn, weil sie nun einmahl gern lachte, und gern heitern Sinnes war; aber die Ausschweifungen desselben am Hofe

---

tage mit seiner Braut zu Bette zu gehen vergißt, und ein andermahl aus eben dieser Zerstreuung, die den Franzosen mehr als einer andern Nation eigen ist, auf die in der Kirche vor dem Altar niederknieende Königinn andachtsvoll hinsinkt, — indem er sie für einen Schemel hielt, auf dem er sein Gebet verrichten wollte. — Der Cardinal Richelieu bildete sich bisweilen ein, er sey ein Pferd, sprang um ein Billard herum, schlug hinter sich aus, und wieherte wie ein Pferd. Wenn er einige Zeit diese ehrenvolle Rolle gespielt hatte, brachten ihn seine Leute ins Bette, deckten ihn zu daß er brav transpiriren mußte, und beim Erwachen waren dann Sr. Eminenz wieder vernünftig. — Bei dieser Gelegenheit will ich noch eines sonderbaren Wahnwitzes erwähnen, von welchem eine Frau in der Maintenon Hause bisweilen überfallen wurde. Das Sonderbarste war hiebei, daß sie in dem Augenblick wahnwitzig wurde, wenn man ihr die Nase in die Höhe schob. Bei den Anfällen ihrer erhizten Phantasie wanderte sie gemeiniglich im Himmel herum, und erzählte dann wunderliche Dinge, die sie dort gesehen haben wollte. Als sie einstmahls im Himmel eine neue Visite abstattete, fand sie den damahls so berühmten Musicus Lulli auch dort mitten unter einem Haufen abgeschiedener Seelen. Lulli

Hofe und in der Stadt waren ihr im höchsten Grade verhaßt. Die größten Männer und Frauen ihrer Zeit waren damahls in eine tiefe Sittenlosigkeit hinabgesunken; — man wollte die Herzoginn selbst zu einem unnatürlichen Umgange mit ihrem Geschlechte verführen; Ludewig XIV. unterhielt mit ungeheuren Kosten eine Menge Maitressen, und billigte die unnatürlichen Wol-

Lulli bezeigte sich anfangs sehr devot, aber endlich vergaß er sich so sehr, daß er seine Oper Armide zu singen anfing. Da wurde, fährt die Herzoginn zu erzählen fort, unser Herr Gott sehr zornig, rief mit Unwillen den St. Petrus und sprach: de quoy vous avisès vous de faire entrer en paradis ce mechant Lulli qui merite les Enfers. St. Petrus, als ein schlauer Kopf, war gleich mit einer Entschuldigung fertig, und erwiederte, ohne weiter in Verlegenheit zu gerathen; Seigneur, il y a 6 semaines que je suis malade sur le grabat j'ay donné mes clers à St. Jerome qui ne connoit pas son monde comme moy; — mais, laissés moy faire je le ferai bien sortir. Wenn dieß Weib ihre Anfälle von Wahnsinn nicht hatte, war sie sehr vernünftig und sagte bisweilen ganz wizig: parce que je ne suis qu' une paisanne on me declare folle, si j'etois une femme de qualité on diroit, elle a des vapeurs. — Ich habe dieß wörtlich aus einem Briefe der Herzoginn von Orleans an den Geheimenrath von Harling abgeschrieben.

lüste einiger seiner vornehmsten Officiere; der Marechal von Villars war ein Anhänger dieser schmuzigen Laster, und trug so gar einmahl seine thierische Liebe einem Prinzen von Eisenach an, der ihn für seine cynische Zudringlichkeit durchprügeln lassen wollte; die Damen vom ersten Range waren fast durchgehens ihren Männern ungetreu, — dieß gehörte mit zum bon ton, und die Männer lachten über ihre eigenen Hörner, dieß gehörte wieder zum bon ton; das Spielen wurde bis zur höchsten Ausschweifung getrieben*), man nahm in den vornehmsten Gesellschaf-

ten

*) Ein deutscher Edelmann, mit Namen von Ilten, hatte nach den Erzählungen der Herzoginn von Orleans in wenigen Tagen 1600 Pistolen im Spiel verlohren. Die Herzoginn erzählt noch eine andere viel schrecklichere Geschichte von einem jungen Grafen von Horn aus dem bekannten flanderischen Geschlecht gleiches Nahmens, der als ein Opfer seiner Debauchen unter dem Rade sein Leben endigen mußte. In seiner frühern Jugend hatte sich dieser junge Mann durch die liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichnet. — So lange er noch im Collegio lebte, war er ein Muster von Ordnungsliebe, wissenschaftlichen Fleiß und reinen Sitten. Alle diese trefflichen Eigenschaften verschwendete er durch den Umgang mit jungen lüderli-

chen

ten selbst durch betrügerische Kunstgriffe den deut-
schen Edelleuten das Geld ab, und schickte sie arm und krank in ihr Vaterland zurück: die

---

chen Leuten auf der Academie zu Paris. Seine Spielsucht wurde unersättlich, und sein Vater sagte ihm oft: tu ne moura jamais que de la main du bourcau! Da es ihm endlich an Gelde zu mangeln anfing, legte er sich auf das niederträchtige Handwerk, zu stehlen, und raubte andern in dem Parterre des Comedienhauses silberne Degen und Uhren. Endlich verlohr er auf der Messe St. Germain im Spiel eine Summe von 25000 Rthl. Dieß wurde die Gelegenheit zu seiner abscheulichen Mordthat, und zugleich zu seinem entehrenden Tode auf dem Richtplaz. Um die verlohrne ungeheuere Summe bezahlen zu können, ließ er einen Commis mit Billets de banque kommen, mit dem Vorwande, daß er jenem dergleichen Billets abhandeln wolle. Der junge Graf hatte sich zur Ausführung seines Mordplans mit zwei Schurken verstärkt; mit diesen warf er sich auf den ankommenden Commis und erstach ihn eigenhändig mit Dolchen, die sie drei Tage vorher an der pont neuf gekauft hatten. Der Graf, um sein Bubenstük zu verheelen, ging sogleich nach vollbrachter That zu einem Commissaire des quartiers, und erzählte mit einer entschlossenen und unerschrokkenen Miene, daß er jenen Commis habe umbringen müssen, weil er ihn (den Graf) habe umbrin-

Maitressen des Königs und viel andere Creaturen des Hofes verstanden das Giftmischen trefflich, und machten nicht wenig Gebrauch davon; die Prinzen

---

gen wollen. Der Commissär sahe ihn starr an, und erwiederte: „Vous etes tout en sang et point blessés, ainsi trouvés bon que je vous arête et examine l'affaire de plus pres!" In dem Augenblick trat der complice in die Kammer, als der Graf eben antwortete: „tenès Mons: voicy qui poura vous témoigner que ce, que je Vous dis de l'assassinat, est vray." Der Mitmörder erschrack über diese Aeusserung des Grafen Horn, glaubte, dieser habe sein Verbrechen schon selbst eingestanden, und daß es also vergeblich seyn würde, die That noch lange zu verläugnen. Er gestand daher alles, was vorgegangen, und so verrieth sich, wie in den meisten ähnlichen Fällen, die abscheuliche Handlung von selbst. Der Graf war nur 22 Jahr alt, und einer der schönsten Männer, die in Paris lebten. Die vornehmsten Häuser Frankreichs supplicirten für den unglücklichen Graf; allein der Duc Regent glaubte bei den zunehmenden Excessen dieser Art ein Exempel statuiren zu müssen, und Horn wurde daher mit seinem zweiten Mitschuldigen (der erste Complice war kurz vorher gestorben, beides waren gleichfalls sehr angesehene Edelleute) öffentlich gerädert. Beim Herausführen nach dem Richtplaz baten sie das Volk, für ihre Sünden zu Gott zu beten. — Die Zuschauer schwammen in Thränen; demohnerachtet aber

Prinzen des königlichen Hauses und mehrere angesehene Frauenzimmer waren alle Grade und Classen lüderlicher Krankheiten durchlaufen; die Kinder der Großen starben frühzeitig an den giftigen Säften, welche ihnen ihre ausschweifenden Eltern bei ihrer Entstehung mitgetheilt hatten, oder welkten ein langsames, trauriges, kraftloses Leben dahin, wobei Geist und Herz tausend schiefe Richtungen annehmen mußten; man fand die deutschen nach Frankreich reisenden Edelleute durchgehends besser erzogen, als die ersten Leute von Condition zu Paris, — und doch lag Deutschland nach der Meinung der Franzosen dazumahls noch in einer halben Barbarei. In den niedern Ständen herrschten alle Arten von Lastern, vor welchen die Menschheit zurückbebt. „Man hört von nichts, schreibt die Herzoginn von Orleans an den Geheimenrath von Harling, als tragischen Aventuren, Vergiften, Morden, Stehlen. Die große Mode zu Paris ist nun, daß

 man

aber fand man ihre Strafe nicht grausam, und das Volk schrie nach der Hinrichtung überlaut: Notre regent est juste! Ich habe diese ganze fürchterliche Geschichte gleichfalls wörtlich aus zwey Briefen der Herzoginn von Orleans an den Geheimenrath von Harling (St. Clou den 31 März und den 5ten May 1720) genommen.

man sich selber umbringt, die Meisten ersäuffen sich, viel auch stürtzen sich den Hals ab, andere erstechen sich und das alles umb das leydige Gelt, alß wenn sie reicher solten werden, wenn sie todt sein, die leutte werden hir auch abscheulich barbar. Man hatt vor drey tagen Eine fraw an Einem Bradtspieß gefunden, so man braten wollen, Eltern Ermorden Kinder, Kinder Ermorden Eltern solche abscheuliche sachen hört man alle tage.“ — Diese allgemeine Sittenverderbniß konnte nichts anders als den höchsten Unwillen der edeldenkenden deutschen Prinzessinn gegen eine Nation erregen, die über die höchsten Angelegenheiten des Menschen, über Tugend und Sittlichkeit, so leichtsinnig hinwegdachte und durch das verführerische Beispiel ihrer Großen immer tiefer und tiefer sank. Mit diesem gerechten Unwillen aber selbst mußte auf der andern Seite ihre Liebe zu ihrem noch lange nicht so verdorbenen deutschen Vaterlande wachsen. — Sie war stolz darauf, eine Deutsche zu seyn und schrieb deshalb an die Prinzessinn von Wallis 1717 den 5ten October folgendes: „Ich habe nie französische Manieren gehabt noch annehmen können, den ich habe es jeder Zeit für eine Ehre gehalten, eine Teutsche zu seyn und die teutsche Maximen zu behalten, welche hier selten gefallen.“

gefallen.“ Dieser deutsche, biedere und grade Sinn zog ihr in der That an dem delicaten und verzärtelten Hofe Ludewigs mancherlei Unannehmlichkeiten zu, und sie gefiel dort um so viel weniger, je mehr damahls am Hofe Ludewigs alles von einer schiefen, hinterlistigen Hofpolitik und zweideutigen Cabalensucht beherrscht wurde. Wir werden im Folgenden auffallende Beispiele finden, wie die edle deutsche Fürstinn da immer grade durchging, wo der verschrobene Quergeist des französischen Hofes eher zu heimlichen Intriguen seine Zuflucht genommen haben würde.

Von dem tiefen Verfall der Sittlichkeit damaliger Zeit erzählt die Herzoginn von Orleans, ausser der tragischen Geschichte des Grafen von Horn, noch mehrere auffallende Beispiele, die ich nicht übergehen will, weil sie ohnstreitig meine Leser unterhalten werden. Hier ist ein Brief über die Züchtigkeit dreier französischer Damen vom ersten Range folgenden Inhalts, — ich will ihn ganz mit der Herzoginn eigenen Worten hersetzen: „daß tolle undt leichtfertige leben zu Paris wirdt alle tage ärger und abscheulicher auch so daß wen Es donnert wirdt mir angst vor paris. 3 Damen von Qualitoet haben waß abscheuliches ge-

 than

than, sie sindt dem türkischen Ambassadeur bis nach paris gefolgt, haben dessen sohn zu sich gezogen, Ihn voll und toll gesoffen, undt 2 tag nach Ein ander In dem labirinth mit dem großbärtigen Kerl zu thun gehabt, Nun sie sich hieran gewöhnen, glaube Ich daß kein capuciner mehr sicher vor dießen damen sein wirdt, daß wirdt den christinnen und damen von Qualitaet Ein schöner ruhm zu constantinopel geben, der junge Türck solle zu der (Poliniac so Eine von den 3en war) gesagt haben (den Er hatt perfect französch hir gelernt) madame Votre reputation est venue jusques à Constantinopel et je voy bien, Madame, qu'on nous a dit la verité. Der abgesandte soll greulich Erzürnt drüber geweßen sein undt seinem sohn gesagt haben Er solle die sache heimblich halten den sollte Man in Constantinopel Erfahren daß Er mitt christinnen zu thun gehabt habe undt sich vollgesoffen habe, würde Man Ihm den Kopff vor die Füß schlagen — ist dieß nicht abscheulich, Es ist noch woll waß vor dießen jungen Menschen zu fürchten, Nehmblich daß Er nicht gesundt aus Frankreich kommen wirdt die poliniac hatt schir alle junge leutte von Qualitet verpfeffert, Ich weiß nicht wie Ihre undt Ihres Mannes Verwandten Es außstehen können daß daß Mensch ein solch liederli-

ches

ches leben führt aber alle scham ist auß hir In Frankreich Man weiß nicht mehr waß Ein Ehrliches leben ist und alles geht durch Einander.“ Ihre Briefe sind voll von Erzählungen unerlaubter Galanterien der vornehmsten französischen Damen, die ihre Männer auf die listigste Art von der Welt zu hintergehen wußten. „Diesen Winter (1716) schreibt sie an die Prinzessinn von Wallis, ist ein possierlich Histörchen geschehen. Eine Dame, so jung und artig ist, besuchte meinen Sohn in seinem Cabinette, er verehrte ihr einen Diamant von 2000 L'd'ors und eine Schachtel von 200. Die Frau hatte einen jalousen Mann, sie war aber so éffronté, daß sie zu ihm ging und sagte ihm, daß Leute so Geld nöthig hätten, ihr dieses spottwohlfeil anböten, sie böte dieses Glück nicht zu verscherzen. Der Mann glaubte es, gab seiner Frauen Geld so viel sie foderte. Sie nahm das Geld und dankte ihm herzlich dafür, steckte die goldene Dose in ihren Sack und den Ring an Finger, ging damit in eine vornehme Gesellschaft; man fragte sie, wo der Ring herkäme und die Schachtel? Sie sagte Mr. de Parabére hat mirs gegeben. Der Mann, der so hieß, war dabey und sagte: ja ich habe es ihr gegeben, kann man weniger thun, wenn man eine Frau von Qualität hat? und die ihren

Mann

Mann einzig und allein liebt? — Das gab ein Gelächter, denn die andern Leute waren nicht so einfältig wie der Mann und wußten wohl wo Bartel den Most holte."

Von zwei andern Damen, beide Herzoginnen, erzählt sie folgendes. „Diese zwei Damen konnten ihre Amants nicht nahe genug zu sehen bekommen und hatten deswegen etwas possierliches erdacht. Es sind zwo Schwestern und beide in einem Kloster etliche Meilen von Paris erzogen worden. In selbigem Kloster ist eine Nonne gestorben; die Damen stellten sich, als wenn es ihnen gar leid wäre, und daß sie die Verstorbene sehr lieb gehabt hätten, foderten also Urlaub, um der Nonne die lezte Ehre anzuthun, und zu ihrem Begräbniß zu gehen; solches wurde ihnen erlaubt, und wurden sehr gerühmt über ihr gut Naturell. Wie sie ins Kloster kamen, fanden sich bei dem Begräbniß 2 fremde Pfaffen, die ni mand im Kloster kannte. Man fragte sie: wer sie wären? sie sagten: sie wären arme Priester, die Protection nöthig hätten, und wie sie gehört, daß die 2 Duchessen zum Begräbniß kommen würden, hätten sie sich auch dabei eingefunden, der Damen Protection zu suchen. Die Damen sagten, sie wollten sie examiniren, sie

sollten

sollten nach dem Begräbniß in ihre Kammern kommen. Die jungen Priester gingen hin, blieben aber bei den Damen bis gegen Abend. Die Aebtissinn fand die Audienz zu lange, und hieß endlich die jungen Priester fortgehen. Einer hielt sich gar stämmig, der andere aber that nichts als lachen, dieser war der Duc de Richelieu, der andere der Chevalier de Guemenée des Duc de Guemenée jüngster Sohn.

Wie weit man in Paris die Kunstgriffe, Geld zu stehlen, trieb, davon kann folgende Geschichte aus den Briefen der Herzoginn von Orleans an den Geheimenrath von Harling zeugen. Der Chevalier Schaub, ein Engländer, welcher sehr in den Staatsgeschäften des englischen Ministers Stanhope gebraucht wurde, hatte einen Secretär bei sich, dem der Prinz von Wallis an einen deutschen Edelmann, Herrn von Ilten, 60 Guineen für Spitzen mitgegeben hatte, die er für die Prinzessinn von Wallis gekauft. Noch eine andere Summe von 200 Guineen hatte Iltens Bruder in England eben diesem Secretär anvertrauet, welche er diesem in Paris sich befindlichen Ilten übergeben möchte. Der Secretär kam in Paris an, erkundigte sich beim englischen Ambassadeur selbst nach Iltens Logis, und bekam

bekam die Antwort, in dieß und dieß Haus zu gehen, wo der Herr von Ilten im zweiten Stock logire. Als der Secretär ins Haus tritt, fragt er nach Mons. von Ilten. — In dem Augenblich tritt ein Mensch hervor der ihn fragt: was er bei ihm wolle? — er sey der Herr von Ilten. Der Secretär giebt ohne allen weitern Verdacht das Geld mit dem Brief nebst den 60 Guineen vom Prinz von Wallis hin, und steckt das übrige ihm gehörige Geld ohngefähr 50 Guineen nebst seinen goldenen Uhren wieder bei. Der verkapte Ilten wünschte auch diese zu haben, und bat daher den Secretär: ob er nicht bei ihm ein Abendbrod essen wolle. Dieser nahm die freundschaftliche Einladung an, wird aber nach dem ersten Trunk gleich so schläfrig, daß er seinen Kopf nicht mehr aufrecht halten kann. Ihr seyd schläfrig, mein Freund, von eurer Reise, sagte der Beutelschneider, schlaft ein Paar Stunden hier auf einem Bette aus, ich will gern für eure Kleider Sorge tragen. — Der halbwache Secretär ließ sich alles gefallen, — und schlief ein. Nicht lange darauf kam sein Bedienter ins Haus, um seinen Herrn aufzusuchen, man wieß ihn in die und die Stube, wo er ihn auch fand, und aufweckte. Die Kleider lagen vor dem Bette, aber bis auf dem letzten Pfennig leer. Der listige

Dieb,

Dieb, welcher sich fälschlich für einen Herrn von Ilten ausgegeben, hatte dem armen Secretär Opium in den Wein geschüttet, und sich mit dessen Gelde und Uhren, sobald er eingeschlafen war, aus dem Staube gemacht.

Die Vorliebe der Herzoginn von Orleans für Deutschland erstreckte sich bis auf die äußere Lebensart bis auf Speise und Trank. Die braunschweigischen Metwürste, die ihr der Geheimerath von Harling in großer Quantität schicken mußte, schmeckten ihr besser, als alle andere Delicatessen, welche die verfeinerte Kochkunst am französischen Hofe auftischte. Ganze Briefe enthalten Lobreden auf obige Metwürste, und sie fanden bald einen solchen Beifall unter den leckern Franzosen, daß die vornehmsten Damen um den Besitz einer braunschweiger Metwurst buhlten. Die Herzoginn nennt dieß im Scherz einen Triumpf, den die deutschen Metwürste über die italiänischen und französischen davon getragen hätten. Sie rechnet sichs gleichsam zur Ehre an, noch mehrere deutsche Speisen am Pariser Hofe eingeführt zu haben. Hier ist ihr eigenhändiger Küchenzettel davon. „Niemands ist verwundert, daß Ich die Metwürste gerne Eße, ich habe auch

hir

hir den rohen Schinken In Moden gebracht, alle menschen ißt Es Nun auch hir undt viel von unßere teutsche Eßen alß Sauer- undt Süßkraudt, krautsallat mit speck, braunen kohl, aber daß ist rar Man kan ihn selten haben, (Sie ließ sich aus Deutschland Saamen dazu verschreiben.) auch wilbrett daß man hir schier gar nicht ißt daß habe ich alles à la mode gebracht undt pfannenkuchen mitt bückling, den gutten seel. könig *) hatte ich dieß Essen gelehrt. Er aß Es herzlich gern, Ich habe mein teutsch maul noch so auff die teutschen speißen verleckert, daß Ich keinen Einzigen französchen raqout leyden noch Eßen kan, Eße Nur rindfleisch kalbsbratten undt hammelschlägel gebrattene hünner selten feldthünner undt Nie faßanen." — Ich frühstücke selten, schreibt sie an die Prinzessinn von Wallis, thue ich es aber, so nehme ich nur einen butterarm. Alles fremde zeug kan ich weder

*) Ludewig XIV. hatte nach ihrer Erzählung den gesegnetsten Appetit von der Welt. „Ich habe, schreibt sie, den König oft essen sehen. — Vier Teller voller unterschiedlicher Suppe, einen ganzen Fasanen, ein Feldhuhn, einen großen Teller voll Sallat, geschnitten Hammelfleisch in seiner Brühe mit Knoblauch, 2 gute Stück Schinken, ein Teller voll paionne und noch dabei Obst mit Confitüren."

der leyden noch vertragen, nehme weder chocco- lade, Caffe noch Thee; alles dießes ist mir durchaus zu wider. Ich bin in allem ganz auf den teutschen Schlag, finde im Eßen undt trin- ken nichts gut, als was auf dem alten Schlag ist."

So lieb sie lebenslang die deutschen Spei- sen behielt, so angelegentlich suchte sie ihre Mut- tersprache nicht ganz unter einer fremden Nation zu vergessen. Sie schrieb die deutsche Sprache, wie wir aus ihren Briefen sehen, freilich sehr schlecht, aber für jene Zeiten doch gut genug, und wohl nicht viel schlechter, als sie iezt noch manche Prinzessinn schreiben mag, die in Deutsch- land geboren und erzogen ist, und wer weiß wie viel Schreibmeister, Vorleser und Lehrer in ih- rer Muttersprache gehabt hat. Als der Gehei- merath von Harling einstmahls an die Prinzes- sinn von Orleans französische Briefe zu schrei- ben anfing, bittet sie ihn, lieber deutsch an sie zu schreiben, und citirt, damit er nicht glauben möchte, daß sie ihre Muttersprache vergessen hätte, selbst eine platdeutsche Stelle, die auf ihre Jugendjahre eine locale Beziehung hat. Alle ih- re Briefe an ihre alte Erzieherinn und den Ge- heimenrath von Harling, ein Paar ausgenommen,

sind in deutscher Sprache geschrieben, so wie auch die an die Prinzessinn von Wallis. Durch diese beständige Uebung im Deutschschreiben brachte sie es dahin, daß sie ihre Muttersprache nicht vergaß, ob sie gleich ein halbes Jahrhundert hindurch mit lauter Franzosen umgeben war. Daß der guten Prinzessinn das Schreiben überhaupt nicht viel Mühe gemacht haben muß, und daß ihre Schreibseligkeit, — ohne verliebt zu seyn, — nicht viel ihres gleichen hatte, erhellet aus ihren vielen und bogenlangen Briefen selbst, die sich weit in die tausende hinein belaufen haben müssen. Sie versichert den Geheimenrath von Harling in einem ihrer Schreiben, daß sie nichts von der Langenweile wisse, die sonst die Großen wie ihr Schatten begleitet, — und bei der Gelegenheit erwähnt sie ihrer weitläuftigen Correspondenz. „Ich liebe, sagt sie, daß spiellen gar nicht mehr, zu meinem glück, den Ich bin nicht reich genug wie anders meiner Gattung zu spielen, und zu klein spiel habe Ich keine lust, ob Ich gleich Nie spiele fällt mir doch die Zeit gar nicht lange findt alß (stets) waß In meinem cabinet zuthun Eine ziemblich schöne Suitte von goltenen medaillen, ma tante hatt mir auch silberne undt von Brondze verehrt, Ich habe 2 oder 300 gegrabene antique steine Ich habe

habe viel kupferstück die Ich auch sehr liebe Ich lese auch gern kan mir also die zeit Nie lang fallen es mag hübsch oder schlecht wetter sein findt Ich alß waß zu thun, Ich habe auch viel zu schreiben, Sonntag schreib ich ahn ma tante unssere liebe Churfürstin undt In lotheringen (an ihre Tochter) Montags In savoyen (ihre zweite Stieftochter) undt ahn die regierende königinn von spanien (ihre erste Stieftochter, die mit Carl II. vermählt war) dinstag In lothringen mittwoch nach Modena donnerstag wieder nach hannover freitag In lothringen, Sambstag Ersetz ich waß Ich in der woch nicht habe schreiben können." — Und hierunter sind nicht einmahl ihre unzähligen Briefe an ihre Freunde und Freundinnen in Deutschland begriffen. Bisweilen werden der guten Prinzessinn von vielem Schreiben die Finger lahm, und man darf sich nicht darüber wundern, wenn man nur folgende Stelle eines Briefes an den Geheimenrath von Harling liest „Wenn Ich Einen tag 20 Bogen (soll wohl 20 Seiten heißen) ahn J. L. die Prinzeß von Wallis geschrieben undt 10 oder 12 Bogen ahn meine tochter, 20 in französch ahn die königinn von sicillien alßden bin Ich so matt daß Ich keinen fuß mehr vor den andern stellen kan." In einem andern Briefe erzählt sie, wö-

entlich zweimahl an die Prinzessinn von Wallis geschrieben zu haben, und jeder Brief war wenigstens 20 Seiten lang. Demohnerachtet war diese Prinzessinn eine noch rüstigere Briefstellerinn, denn die Herzoginn von Orleans versichert, daß jener ihre Briefe oft 40 Seiten betragen hätten, und auch diese schrieb wöchentlich zweimahl an die Herzoginn von Orleans. — Zulezt will ich noch das Urtheil der Herzoginn über ihre eigene und ihrer Freundinn in England Schreibart anführen „ahn (der Prinzessinn von Wallis) schrifft bin Ich Nun gewohnt undt leße J. L. schreiben wie die Meine, aber den unterscheidt so Ich zwischen unßern brieffen finde ist daß J. L. mit größern verstandt schreiben alß Ich, Ich aber deucht mich ortograffire beßer vndt corecter alß J. L. aber wie schon gesagt Es ist gar gewiß mehr verstandt In der printzefs schreiben alß In den Meinen Nimmer sein kan.“

Zur Anhänglichkeit der Herzoginn von Orleans an ihr liebes deutsches Vaterland rechne ich noch zulezt die Achtung und Liebe für verdienstvolle deutsche Gelehrte. Ob sie gleich nach ihren eigenen Geständnissen auf nichts weniger als auf Gelehrsamkeit Ansprüche machte, und von aller

heurigen Affectation die Rolle eines gelehrten Weibes zu spielen unendlich weit entfernt war; so schäzte sie doch einen Fontenelle, einen Leibniz und andere ganz ausserordentlich. Besonders war sie dem lezten sehr günstig, und machte sich das größte Vergnügen daraus, seine Briefe an französische Gelehrte und die Schreiben dieser an den deutschen Weltweisen zu besorgen, welcher auch in Frankreich für den größten Kopf seiner Zeit gehalten wurde, so wenig wissenschaftliches Verdienst man auch sonst unserm Vaterlande damahls in Frankreich zugestand, und so laut auch mehrere französische Gelehrten davon sprachen, daß Leibniz sehr viel angefangen, aber wenig ausgemacht habe. Als Leibniz gestorben war, theilte die Herzoginn in Frankreich selbst die aus Deutschland erhaltenen Elegien über den Tod des großen Mannes aus, und besorgte die von Hannover aus an sie ergangenen Paquete, welche Fontenelle zu seiner academischen Lobrede auf unsern Philosophen verlangt hatte. Diese Paquete enthielten Nachrichten des Herrn Geheimenrath von Eckard über Leibnizens Leben und Schriften, worauf Fontenelle seine Lobrede gründete; die aber nothwendig viel Falsches enthalten mußte, da die Materialien, die Eckard nach Frankreich gesandt hatte, nicht durchgängig

authentisch waren. In einem ihrer Briefe an den Geheimenrath von Harling vom 1ten August 1720 erwähnt sie auch einmahl des Descartes und meint, er habe selbst das nicht geglaubt, was er in seinen Schriften behauptet. „Ich kenne jemanden, sagt sie, in Paris, so ein vertrauter Freund von einem Gelehrten Abt gewesen. Dieser Abt, welcher descartes Vertrauter war habe sich mehrmahls geäußert, daß descartes über sein System mit ihm gelacht und gesagt habe: je leurs ay taillé de la besoigne nous verons qui sera assès sot pour y donner.

Eine zweite sehr schäzbare Seite an dem Character der Herzoginn von Orleans war ferner ihre Entfernung von allen Caballen und Intriguengeist, von Falschheit und Zweideutigkeit des Herzens, vom schleichenden, verzärtelten, kriechenden Hofsinn, eben so wie von allem dictatorischen Fürstenstolz. Unveränderlich und unüberwindlich war ihre Ehrlichkeit und auf der andern Seite ihre Abneigung, durch Umwege, oder eine intriguante Herrschsucht ihre Plane zu erreichen, oder sonst etwas dadurch zu wollen und zu bewürken, —

und

und eben deswegen war sie auch eine so erklärte Feindinn von jenem falschen, erkünstelten und giftigen Weibergeist und Weibersinn, welcher den ganzen Hof Ludewigs XIV. beherrschte. Weit entfernt, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen, wozu sie als eine der ersten Prinzessinnen des französischen Hofes Veranlassung genug hatte, und den Saamen der Zwietracht durch fein angelegte schlaue Plane ihres Selbstinteresse unter den Creaturen des Hofes auszustreuen, vermied sie vielmehr sorgfältig jeden Einfluß, den sie in die Staatsgeschäfte haben konnte. Wie schön und rührend ist nicht in dieser Absicht folgendes ihrer Bekenntnisse, welches sie in ihrem Alter an die Prinzessinn von Wallis überschrieb: — „warum ich mich in nichts mischen will, das will ich offenherzig heraussagen: ich bin alt, habe mehr Ruhe von nöthen, als geplagt zu seyn; ich mag nichts anfangen, was ich nicht wohl zu Ende bringen könnte; regieren habe ich nie gelernt; ich verstehe mich weder auf Politik, noch auf Staatssachen, und bin viel zu alt, was so schweres zu lernen. Mein Sohn hat Gottlob! Verstand, die Sache ohne mich aus zu führen; zu dem so würde es zu viele jalousie bei seiner Gemahlinn und ältesten Tochter zu wege bringen, die er lieber hat als mich; das wür-

de ein ewiger Zank seyn und das ist meine Sache nicht. Man hat mich genug geplagt, aber ich habe vestgehalten, ich wollte meines Sohns Gemahlinn und Tochter gern ein gutes Exempel geben; denn dieses Königreich ist zu seinem Schaden, durch alte und junge Weiber regiert worden. Es ist einmahl Zeit, daß man die Mannsleute regieren läßt, also habe ich die Parthei gefaßt mich in gar nichts zu mischen. In England können Weiber regieren, aber wenns recht geht, sollten in Frankreich die Männer allein regieren. — Wozu sollte es mir nutzen, mich Tag und Nacht zu quälen? Ich begehre nichts als Friede und Ruhe. Alle die Meinigen sind todt, für wem sollte ich mich in Sorgen setzen? Meine Zeit ist vorbei, muß nur sehen so zu leben, damit ich ruhig sterben kann; und es ist schwer in großen Weltgeschäften ein ruhiges Gewissen zu behalten." — Diese Grundsätze waren nicht bloß durch die Schwäche des Alters erzwungene Maximen, die die Prinzessinn am Rande des Grabes an den Tag legte, — wo die Großen so leicht die Sprache der Demuth und der Aufopferung ihres irdischen Glanzes zu reden pflegen; es waren Grundsätze, die von viel frühern Zeiten tief in ihrem vortrefflichen über alle schimmernde Größe des Hofes erhabenen Herzen

zen eingeprägt lagen. Das Beispiel der gewöhnlichen französischen Schlauheit unter dem Schleier von Politesse, der listigen Weiberherrschsucht, der kühnen Zudringlichkeit abgefeimter Männer und Frauen zu Staatsaffairen, der gleißnerischen Verstellungskunst hatte ihr alle unmoralische Handlungsmaximen noch verhaßter gemacht, und sie nur noch mehr in der unverstellten Gradheit ihrer Gesinnungen befestigt. — Die Tugend, wenn sie rechter Art ist, wird durch die sie umgebenden unsittlichen Beispiele mehr in ihrem großen aus sich selbst geschöpften Heldenmuth gestärkt, als geschwächt; mit sich selbst zufrieden und durch sich selbst stark und sicher, erhebt sie sich über das kriechende Laster, und verachtet einen Aussenglanz, der sein Licht durch verschleierte Bubenstücke auf einige Augenblicke vor den Augen des Publicums erbettelt; oder durch einen unverschämten Troz, — aber auch nur wieder auf Augenblicke, erzwingt.

Wie fest und unerschütterlich die Herzoginn von Orleans in jenen Principien blieb, — alle Intriguen auf ewig zu meiden, sollten sie ihr auch die glänzendste Würksamkeit verschaffen können, sieht man noch deutlicher aus einem ihrer Gespräche mit

der Montespan, einer boshaften Concubine Ludewigs XIV. die lange Zeit ein großes Gewicht an seinem Hofe gehabt hatte, endlich aber aus dem Herzen des weibischen Königs durch die andächtelnde Maintenon verdrängt wurde. Die Montespan warf der Prinzessinn von Orleans oft vor: daß sie keine Ambition hätte, oder was in einem verschrobenen Hofsinn von Ehre eben so viel sagen sollte, — — daß sie sich in nichts mischen wolle. Die Prinzessinn führt ihr die triftigsten Gründe an, warum sie durch den ihr verhaßten Weg der Intrigue nichts gewinnen wolle. Vous etes opiniatre; sagte die immer vorlaute Montespan. Non Madame, antwortete die Herzoginn, mais j'aime mon répos et je régarde toute Votre ambition comme pure vanité. Diese derbe Wahrheit brachte die an sich schon höchst empfindliche Beischläferinn auf, hitzig erwiederte sie: Mais essayes! on Vous aideru. Non, erwiederte die sich immer gleich bleibende edle deutsche Fürstinn, und fuhr nur desto ernstlicher fort, die Narrheit der Maitresse zu widerlegen, quand je songe, que Vous qui avés cent fois plus d'esprit que moi n'avés pu Vous maintenir à la cour, que Vous aimès tant, que serai-je moi pauvre étrangere qui n'entends rien aux intrigues et qui ne les aime

pas.

pas. Sie wurde bös und sagte: Alles, vous n'etes pas bonne à rien.“ — In der That die größte Lobrede, die man der edeln Denkungsart der Herzoginn halten konnte, obgleich die giftige Montespan ihr dadurch einen sehr bittern Vorwurf machen wollte. Freilich mochten die schlauen, subtilen und maliciеusen Weiber des pariser Hofes sich oft über die gutherzige deutsche Prinzessinn lustig machen. — „Falschheit, sagt sie selbst, passirt hier für Verstand und Aufrichtigkeit für Einfalt;“ aber sie ließ sich demohnerachtet in ihren Grundsätzen nicht irre machen, und schäzte sich für höchst glücklich, daß Ludewig sie nicht zur Regentinn von Frankreich wählte, was er vor seinem Tode zu thun willens war. Ein herrschsüchtiges, stolzes Weib würde eine solche Gelegenheit, sich den höchsten irdischen Glanz zu verschaffen, nicht aus den Händen gelassen haben; aber unsre Fürstinn hatte zur Ehre ihres Characters zu wenig Fürstenstolz, und war zu vorsichtig in ihrer Denkungsart, als daß sie einem verschwindenden Königsschimmer ihre Ruhe des Herzens, und, wie sie fürchtete, die wohlthätige Stille ihres Gewissens hätte aufopfern sollen. — Noch schäzbarer von Seiten ihres Herzens erscheint die Herzoginn von Orleans alsdenn, wenn sie, anstat durch ihr Ansehn, oder

auch durch Hülfe der Intrigue, ihre Feinde und Feindinnen zu unterdrücken, sie vielmehr durch Güte und Zuvorkommen zu gewinnen sucht. Dieß that sie offenbar mit der Maintenon. Dieses gescheidte, aber boshafte und bis zur Ungerechtigkeit ehrgeizige Weib, die Ludewigs Seele mit der ihrigen durch unzertrennliche Bande der Sinnlichkeit und Andächtelei vereiniget hatte; die nach ihrer Willkühr die Creaturen seines Hofes bald vom höchsten Glanze zum tiefsten Elende hinabstürzte, bald aus dem niedrigsten Staube wieder zum höchsten Würden erhob; die den bigotten König beredete, daß ihm Gott alle seine ungeheuren mit der Montespan begangenen Sünden vergeben würde, wenn er mit Feuer und Schwerdt die Hugonotten vertilgte; die durch die abscheulichsten Künste einer weiblichen List den Saamen der Zwietracht unter der königlichen Familie ausstreuete, um über dieses bunte, seelenlose Chaos desto eigenmächtiger herrschen zu können; die die Einkünfte des Königreichs mit frecher Hand plünderte, um ihren Creaturen ungeheure Summen in die Hände zu spielen; die die verachtungswürdigsten und abscheulichsten Laster anderer genehmigte, sobald sie nur zu Revenüen ihres Ehr- und Geldgeizes gemacht werden konnten, — — ein solches Weib konnte ohnmöglich

von

von der edeldenkenden deutschen Fürstinn geschäzt werden. Man findet vielmehr ihre gerechte Erbitterung gegen die Maintenon fast in allen ihren Briefen; überall deckt sie ihren abscheulichen Character auf, und ihrer Aufmerksamkeit auf die Maintenon entwischt keins von ihren Verbrechen. Laut und unverhohlen sprach sie oft von den Ungerechtigkeiten des heuchlerischen, cabalensüchtigen Weibes, schonte ihrer selbst bei dem verblendeten König nicht, und daraus entstand der wechselseitige Haß zwischen beiden Weibern, der bei der Maintenon erst mit ihrem Tode aufhörte. *) Demohnerachtet war die gute deutsche

*) Ueber den Tod der Maintenon drückt sich die Herzoginn von Orleans in einem Briefe an den Geheimenrath von Harling (den 20 April 1719) folgendermaaßen aus. „Vergangenen sambstags Abends haben wir Eine fromme Seele zu St. Cire (der Aufenthalt der Maintenon nach Ludewigs XIV. Tode) verlohren nehmlich die alte Maintenon, Ein Donner Wetter ist schuld ahn Ihrem todt den Es hatt Ihr die röteln so sie hatte, Einschlagen machen davon Ist sie wie Ein jung Mensch gestorben, sie hatt vier Jahr von Ihrem alter verhehlt sie gab sich nur 82 Jahre aus undt war 86 alt, wehre sie vor 20 Jahren gestorben hätte es mich herzlich Erfreuet aber

sche Fürstinn geneigt, mit der Maintenon in einem äußern guten Vernehmen zu leben; was sie aber nicht erreichen konnte. Der König Ludewig XIV. hatte sich selbst alle Mühe gegeben, beide Damen mit einander auszusöhnen, aber nie hatte er in dieser Absicht den harten Weibersinn

---

aber Nun ist es mir weder lieb noch leydt." In einem andern Briefe schreibt sie „der maintenon todt ist nicht so sehr zu bewundern alß daß sie wie Ein Jung Mensch gestorben, solte man sich In jener weldt kennen, so wirdt dort wo alles gleich ist undt kein unterschiedt deß standes, dieße dame zu wehlen haben ob sie bey Louis XIV. oder dem lahmen Scarron (ihr erster Gemahl) wirdt bleiben wollen, solte der könig dort wissen, waß man Ihm In dieser Welt, von ihr verhehlt, wirdt Er sie dem Scarron guttwillig wiedergeben." Und den 19ten October 1719 schreibt sie an den Geheimenrath von Harling: „Gott der allmächtige hatt ganz Frankreich von Einem bößen wüthenden thier Erlößt, wie Er die Maintenon fortgeschafft, ich kann nicht sagen zu sich genommen hatt, den ich finde die sache zu zweyffelhaft." Am stärksten drückt sie sich über den Tod der Maintenon in einem Briefe an die Prinzessinn von Wallis vom 18ten April 1719 aus: „die alte Schump, sagt sie daselbst, ist verreckt vergangenen Sambstag den 15ten April zwischen 4 und 5 Uhr des Abends zu St. Cyr.

sinn der stolzen Maintenon erweichen können. Die Herzoginn von Orleans ging, um das freundschaftliche Vernehmen zwischen ihr und jener doch endlich einmahl wiederherzustellen, so gar so weit, daß sie dem stolzen Weibe zu St. Cyr eine Trauervisite gab, als Ludewig XIV. gestorben und die Maintenon also schon von ihrer Höhe wieder herabgesunken war. Die Maintenon empfing sie auch iezt noch sehr kalt. Madame, fragte sie die Herzoginn, que venès Vous faire ici? Ein empfindliches Weib würde der iezt noch stolzen Maitresse des Königs mit Verachtung den Rücken zugekehrt haben; aber die Herzoginn antwortete mit der ihr eigenen Gutmüthigkeit: Je viens meler mes larmes avec celles de la personne que le Roi, que je régrette tant, a le plus aime; c'est Vous, Madame. Mit einer Jalousie, die in dem Herzen der Maintenon noch nach dem Tode Ludewigs XIV. fortdauerte, gab sie der Herzoginn zur Antwort: oh! pour cela oui, il m'a beaucoup aimé, mais il Vous aimoit bien aussi. Nun konnte sich die Herzoginn nicht länger halten, dem schlechtdenkenden Weibe wenigstens einen höchst verdienten Vorwurf zu machen. Il m'a fait l'honneur, erwiederte sie, de me dire, qu'il conservoit toujours de l' amitié pour moi, *quoi qu'on avois fait tout ce*

qu'on

qu'on avoit pu', pour m'en faire hair. Ich habe hiemit zeigen wollen, sezt die Herzoginn hinzu, daß ich alles wohl weiß, aber doch weil ich eine Christinn bin, meinen Feinden vergeben könne. Hat sie das geringste Blut im Herzen, so muß sie es schmerzen, gutes zu empfangen von denen, so sie all ihr Leben verfolgt hat."

Um noch deutlicher zu sehen, wie schlecht die Maintenon von jeher und wie heimtückisch sie gegen die gute deutsche Fürstinn handelte, will ich nur noch einige Facta anführen, die man um so weniger in Zweifel ziehen kann, da sie so ganz der unedlen Denkungsart der Maintenon entsprechen, und da auf der andern Seite die Herzoginn von Orleans ein so rechtschaffenes Weib war, daß sie selbst von ihren Feinden nichts unwahres sagte. — Die Maintenon, auf ihre Größe und ihren Einfluß eifersüchtig, arbeitete täglich daran, das Herz des schwachen Königs von seiner Familie abzuziehen, und ihm eine kalte Gleichgültigkeit gegen seine rechten Kinder und Anverwandten einzuflößen. Sie nuzte dazu jede nur mögliche Gelegenheit, und richtete bei diesem niedrigen Geschäft vornehmlich ihr Augenmerk auf die gute deutsche Fürstinn, die

nun einmahl durch ein trauriges Geschick nach Frankreich verschlagen war. Nach der Maintenon Tode entdeckte ihr ein guter Freund, der oft bei den einsamen Gesprächen des Königs mit jener gegenwärtig gewesen, daß dieß Weib alle Kunstgriffe der Verläumdung angewandt habe, um Ludewig XIV. gegen seine Schwägerinn einzunehmen. Bei allen seinen unzähligen Schwächen, wovon man nachher noch ein getreues Bild finden wird, verlohr Ludewig doch nie ganz sein Gefühl für Gerechtigkeit und Billigkeit, — er ließ sich in einzelnen Augenblicken gegen die Madame d'Orleans erbittern, er wollte sie nach dem Tode ihres Gemahls vom Hofe entfernen, und ihr einen Klosteraufenthalt zu Paris oder Maubonisson anweisen lassen; allein er sah das Uebereilte in seinem Benehmen gegen sie gemeiniglich bald wieder ein. Vielleicht legte die Maintenon ihre Plane, die Herzoginn von Orleans zu stürzen, auch zu deutlich an, als daß nicht der, durch tausend ähnliche Erfahrungen vorsichtig gemachte, König den Privathaß seiner Maitresse hätte sollen durchschimmern sehen. Ludewig war auch auf seinem Todenbette so offenherzig, daß er in Gegenwart der Maintenon der Herzoginn von Orleans sagte: on a fait tout ce qu'on a pû pour que je Vous haïsse, Madame,

mais ils n'ont pas réussi! Es ist unbeschreiblich, wie sehr die Maintenon das Leben der Herzogin zu verbittren suchte. Sie wußte die Prinzessinnen des königlichen Hauses, sonderlich die Dauphine so zu stimmen, daß sie ihr bisweilen mit einer kränkenden Verachtung selbst in Gesellschaften begegnen mußten; wenn der König mit den vornehmsten Damen des Hofes Promenaden gemacht hatte, wurde er von allen übrigen Prinzessinnen in seine Zimmer begleitet, nur die gute Herzoginn von Orleans mußte vor der Thür abtreten. Um den König von einem genauen Umgange mit der Herzogin zurückzuhalten, wurden ihr selbst die Hofdamen aus dem Dienste genommen, welche vielleicht dem König gefallen konnten. Eben so hinterlistig versperrte man ihr jeden Einfluß, den sie auf die Veränderungen des Hofes haben konnte, brachte die Menschen gegen sie auf, zu welchen sie noch einiges Zutrauen hatte, und jenes abscheuliche Weib, die selbst die Bande der kindlichen und elterlichen Liebe zu zerreißen wagte, wenn ihre ehrgeizigen Absichten dadurch befördert werden konnten, hatte die Dreistigkeit zu sagen: daß der größte Fehler, den sie an der Tochter der Herzoginn von Orleans zu tadeln habe, der sey, daß sie ihrer Mutter attachirt wäre. — Da ich mich nun einmahl so

lange

lange bei dem Bilde der Maintenon aufgehalten habe; so will ich nur noch zulezt eine kurze Erzählung nachholen, wie dieses Weib sich nach und nach zu der Höhe emporschwang, auf welcher sie von einem ganzen Königreich gefürchtet und zugleich angebetet wurde. — Bekanntlich war die Maintenon das Eheweib des Dichters Scarron, hatte aber bald das Glück, sich bei der Maitresse Ludewigs XIV, der Montespan, einzuschmeicheln, die sie zur Hofmeisterinn ihrer Kinder machte. Hierdurch war der erste große Schritt zu ihrem Glücke gethan. Das Leben der Maintenon war nicht das erbaulichste gewesen, die Montespan wußte aber dem Könige von den Tugenden und Talenten ihrer Hofmeisterinn so viel vorzuplaudern, daß die übeln Berichte, welche bei Ludewig XIV. über die Maintenon einliefen, keinen Eindruck auf ihn machten. Er bekam immer mehr Hochachtung für sie, und endlich stahl sie ihm selbst sein Herz auf eine Art, woraus man ganz den feinen Geist ihrer Intriguensucht kennen lernt. — Die Montespan liebte eigentlich den König nur aus Selbstinteresse, das heißt, sie liebte ihn gar nicht, — obgleich ihr Stolz, ihre Prachtliebe, und ihre Neigung, sich auf eine glänzende Art zu vergnügen, sie an ihn fesselte. Sie hatte oft Lan-

gerweile bei ihm, und ließ ihm nicht selten ihre übeln Launen merken, die von Tage zu Tage ärger wurden. Dabei hing sie ihren Vergnügungen so sehr nach, daß sie in den Stunden oft nicht zugegen war, wo Ludewig am meisten ihren Umgang wünschte. Um aber den König nicht allein zu lassen, und ihm doch einigermaaßen die Zeit zu vertreiben, gab die Montespan der Maintenon den Auftrag, den König zu amüsiren, ohne zu bedenken, daß dieses Weib ja ihrem Ansehen bei dem Könige Schaden thun könne. Die übeln Launen der Montespan verursachten nach und nach Zänkereien zwischen ihr und dem Könige, der König machte ihr bittere Vorwürfe, daß er von ihr so oft verlassen, und ganz allein gelassen würde, — und die Maintenon spielte denn immer hinterher die listige Rolle einer Friedensstifterinn, wobei sie denn immer eben so viel gewann als die Montespan verlohr. Sobald die Maintenon bemerkte, wie viel sie über den schwachen Ludewig vermochte, legte sie ihre Schlingen näher an den König an; — sie tröstete den König über sein Mißvergnügen mit seiner Concubine, tadelte das Betragen derselben gegen ihn auf eine bittere Art, und gab ihm in seinen trüben Stunden nicht undeutlich zu verstehen, daß seine Betrübniß zugleich aus innern

Vorwürfen seines Gewissens wegen seiner mit der Montespan begangenen Sünden herrühre. Der König, welcher ohnedem schon einen Hang zur Bigotterie hatte, wurde durch die fromme Beredsamkeit der Maintenon ganz hingerissen, er fing an, sein Leben mit der Montespan zu verabscheuen. — Unterdessen entstanden in ihm, mitten bei seinen andächtelnden Empfindungen, neue lüsterne Begierden gegen seine Bekehrerinn, die Maintenon, selbst, — er trug ihr seine Umarmungen an; aber die Maintenon war viel zu schlau, sie ihm zu erlauben, weil sie das menschliche Herz und sonderlich das des Königs zu genau kannte, als daß sie nicht nachher eine desto schnellere Erkaltung Ludewigs gegen sie hätte fürchten sollen. Sie blieb bei allen Kunstgriffen Ludewigs, sie zu verführen, unerschüttert, und gab ihm jedesmahl zu verstehen, daß, ob sie ihn gleich über alles in der Welt liebe, doch deswegen kein Vergehen wagen, und Gott beleidigen wolle. Diese Sprache, diese Gesinnungen, die Ludewig wohl noch bei keinem Weibe, das er seinen Leidenschaften aufopfern wollte, bemerkt hatte, flößte ihm nun vollends eine unumschränkte Hochachtung gegen sie ein, und mit dieser Hochachtung, die sich auf die Bewunderung der unerschütterlichen Tugend der Maintenon grün-

dete, mußte seine Neigung zur Montespan vollends ganz in ihm ausgetilgt werden. Nun hatte sich das schlaue Weib den graden Weg zu ihrer Größe geebnet. Sie rieth ihm, nun wieder in einem bessern Vernehmen mit seiner Gemahlinn zu leben, — seine Aeusserung, sich zu bekehren, und den göttlichen Strafen zu entgehen, fodere dieß schlechterdings von ihm. Gelegentlich sagte der König seiner Gemahlinn alles dieses wieder. Dieß nahm nun auch die Königinn für sie ein, und durch ihre Vermittelung wurde die Maintenon zur zweiten dame d'Atour der Dauphine gemacht, so daß sie nun gar nicht mehr von der Montespan abhing. Jezt sahe diese nur zu deutlich ein, wie gefährlich sie sich die Maintenon selbst gemacht hatte; sie wollte den ganzen Plan der Erhebung der Maintenon wieder zernichten; aber umsonst. Sie erzählte dem König das ganze ärgerliche Leben der Scarron; aber Ludewig glaubte ihr nicht. — Die Andächtelei der Maintenon hatte ihn auf der einen Seite schon zu sehr eingenommen, und auf der andern merkte er nur zu deutlich, daß jezt Zorn und Verfolgungswuth aus der Montespan sprachen. Die Maintenon blieb also was sie war; aber ihr Plan war noch nicht ganz ausgeführt, so lange die Montespan nich gänzlich von

der

der Person des Königs entfernt wurde. — Das schwankende Herz Ludewigs konnte sich von seiner alten Maitresse wieder fangen lassen, — und dieß wäre denn wahrscheinlich auf Kosten der Maintenon geschehen. — Man lese einige Augenblicke weiter, und der listige Plan der neuen Maitresse ist völlig ausgeführt. Zuvörderst suchte die Maintenon den Sohn der Montespan, den Duc du Maine, einen schwachen Herrn, zu gewinnen, und gegen seine eigene Mutter einzunehmen. Es gelang ihr, und durch diesen führte sie das lezte Stückchen ihrer triumphierenden List aus. Der Herzog du Maine ging zu seiner Mutter und stellte ihr vor: daß man allgemein eine gewisse Gleichgültigkeit des Königs gegen sie bemerke; — er rieth ihr, sich daher von Versailles nach Paris zu entfernen. — Dieß würde den König beunruhigen, er würde durch ihre Abwesenheit erst zum Mitleid und dadurch zu einer neuen Liebe gegen sie bewegt werden. — Das Verlangen nach abwesenden Vertrauten würke zu stark in dem Herzen des Königs, als daß er nicht vermittelst der Sehnsucht nach seiner geliebten Montespan alle Rührungen seiner vorigen Zärtlichkeit wieder von neuem empfinden sollte. Die Montespan glaubte alles, was ihr ihr Sohn, — diese Creatur der Maintenon,

vorschwazte; — Sie verließ unvermuthet Versailles — und schrieb dem Könige, daß sie nicht wieder kommen wolle. Dieß war es grade, was die Maintenon haben wollte, nun bekam sie völlig freies Spiel an Ludewigs Hof, und der König fühlte sich selbst vollkommen glüklich, auf immer aus den Händen der übellaunigen Montespan befreit zu seyn. Der Duc du Maine beschloß die ganze Scene gegen seine Mutter auf eine niederträchtige Art, er ließ wider ihren Willen alle ihre Effecten in größter Geschwindigkeit aus dem Schloß zu Versaille wegschaffen, und ihre Meubeln zum Fenster heraus werfen, so daß sie nicht nach Versailles zurück kehren konnte. Nicht lange darauf starb die Königinn von Frankreich, und die Herzoginn von Orleans sezt sehr naiv hinzu: „der König meinte über die Tugend selbst zu siegen, bei dem alten Musterchen, der Maintenon, zu liegen; das geschahe alle Nachmittage; sie gewann ihn dermaaßen, daß sie ihn endlich persuadirte, sie zu heurathen, welches auch geschehen."

Menschen, denen das Schicksal viele Bitterkeiten des Lebens erfahren läßt, liegen selten an dem übermüthigen Stolze krank, wozu ein

ununter-

ununterbrochenes Glück und eine ungestörte Folge froher Empfindungen uns nur gar zu leicht verführt. Ohne Leiden ist kein großer Mann groß, und kein guter Mensch gut geworden. — Ausser daß die Herzoginn von Orleans in dieser Schule, so viel Lebensphilosophie lernte, und darinn täglich nur zu sehr fühlte, daß die Großen der Erde, so wie jeder andere Mensch, Sklaven einer eisernen Nothwendigkeit und eines unvermeidlichen Schicksaals sind, hatte die edeldenkende Fürstinn schon an sich keinen Hang zum Stolz und fürstlichen Uebermuth. Hievon sind alle ihre graden, offenen, herzlichen Briefe an alle ihre Freunde und Freundinnen die redendsten Beweise. Ein Weib, das so spricht und schreibt, kann nicht stolz seyn; — sie sucht ihre Würde in einer stillen Einfachheit aller ihrer Handlungen und Gesinnungen, nicht in jenem lächerlichen Aussenprunk von Größe und Fürstenglanz, den der Pöbel anstaunt, der vernünftige Mann aber belacht, wenn nicht große Talente und reine Tugenden darunter liegen. Selbst den kleinen Stolz besaß die Herzoginn von Orleans nicht einmahl — der ihr doch wohl sehr zu verzeihen gewesen wäre, — da ihn die Mode so mit sich brachte, und da sie überhaupt ein Weib war — nehmlich ein sorgfältiges Augenmerk auf ihren Putz und

Anzug zu haben. Sie behing sich sehr selten mit Juwelen, und überließ diese lieber ihrem Gemahl, der einer der ersten Petitmaitres in ganz Frankreich war, und sie ist so offenherzig in ihren Bekenntnissen, daß sie ihre eigene Häßlichkeit auf die naivste Art von der Welt beschreibt. — Welch ein Weib! Ich finde in diesen Bekenntnissen die gute Herzoginn so liebenswürdig, daß ich einige Stellen hierüber aus ihren Briefen auszeichnen muß. Ihre alte Erzieherinn hatte sie zum Andenken um ihr Bild gebeten; sie ließ sich auch würklich für ihre alte Jugendfreundinn mahlen, und schrieb ihr den 20ten August 1678 Folgendes: „schicke Euch hiebey daß versprochene schächtelgen, worinen ich mein Bären-Katzen-Affengesicht eingesperrt, weillen ich gedacht daß solches meiner lieben Jungfer uffel nicht unangenehm sein würde, sie wollen Einen hier alß hübscher mahlen alß man ist, darumb haben sie mich fetter gemacht als ich. In der that bin, wie ihr sehn werdet, daß Es aber nicht sehr gleicht, ist meine Schuld nicht den ich hab mich Euch zu gefallen Einen ganzen nachmittag dahergesetzt vmb mich mahlen zu laßen, welches gar nicht Divertillant ist, aber vor seine Freunde vndt Insonderheit Freunde die man obligirt ist wie ich Euch bin thut man woll was man sonst nicht thut.“

thut.“ u. s. w An einem andern Orte drückt sie sich über ihre Häßlichkeit noch offenherziger aus. — „Ich habe mich, sagt sie daselbst, all mein Leben, so jung ich auch gewesen, so häßlich gefunden, daß ich nicht gern gehabt daß man mich angesehen, und nie etwas nach Putz gefragt, denn Juwelen und Putz ziehen nur die Augen nach sich.“ Die launigste Beschreibung von ihrer cörperlichen Grazie macht sie in einem Briefe an die Prinzessinn von Wallis vom 9ten August 1718. „Ich muß wohl häßlich seyn, sagt sie darin, ich habe gar keine traits gehabt, kleine Augen, kurze dicke Nase, platte lange Lefzen, — das kann kein Gesicht formiren; große hangende Backen, ein groß Gesicht und bin gar klein von Person, dick und breit, kurzer Leib und Schenkel; summa summarum, ich bin gar ein häßlich Schäzchen. Hätte ich kein gut Gemüth, könnte man mich nirgends leiden. Um zu sehen ob ich Verstand in Augen habe müßte man sie mit ein Microscope oder wenigstens mit einer Brille mit conserven ansehen, sonst ist es eine Kunst davon zu judiciren.“ Noch an einem andern Orte hält sie ihren Händen eine Lobrede. „In der ganzen Welt, schreibt sie, können wohl keine häßlichern Hände gefunden werden als, die meinigen. Der König hat mirs oft vorgeworfen, und mich

von Herzen mit lachen machen, denn wie ich mich in meinen Leben nicht habe piquiren können, was hübsches zu haben, so habe ich die Parthie genommen, selber über meine Häßlichkeit zu lachen, das mir recht wohl bekommen; habe oft genug zu lachen gefunden." „Ich machte, sagt sie, einmahl feue Mad[me] la Comtesse de Soissons von Herzen zu lachen, sie fragte mich: d'oû vient, Madame, que Vous ne Vous régardés pas en passant devant un miroir, comme cela tout le monde fait ici? ich antwortete: C'est parceque j'ai trop d'amour propre pour aimer oi me voir, laide comme je suis." — Noch viel andere Beweise ihrer Entfernung von allem Fürstenstolz kommen hie und da zerstreut in ihren Briefen vor. Sie war gegen die geringsten Menschen herablassend und dienstfertig; sie beantwortete die Briefe geringer, unbedeutender Leute an sie mit eben der Pünktlichkeit, mit welcher sie Briefe an die angesehensten Personen beantwortete; sie macht sich über den lächerlichen Ahnenstolz lustig; sie ist eine Freundinn von allen kriechenden Hofschmeicheleien, und erlaubt die Sprache der Flatterie höchstens nur in Gedichten; sie sorgt mit einer gütigen Herablassung für die geringsten ihrer Bedienten; und ist so bescheiden, daß sie die Freuden-

bezeu-

bezeugungen, welche ihr bisweilen die Pariser öffentlich zu erkennen gaben, nicht zu verdienen glaubt. Diese Entfernung der Herzoginn von Orleans von allem Stolz und hautoinen Wesen verschaft ihr eine gewisse lebhafte Leichtigkeit des Umgangs und des Ausdrucks ihrer Gedanken, wodurch sie sich bei allen Menschen, — nur nicht bei den überfeinen und verschrobenen Creaturen des französischen Hofes, beliebt machte. Vielleicht hätte sie sich wenigstens durch einen angenommenen Stolz bei diesen Leuten würklich furchtbarer gemacht, die ihre Schwäche, ihre zu große Güte des Characters kannten, und daher alles bei ihr wagten. Der gutmüthige Mensch, selbst wenn er viel Verstand hat, wird gar zu leicht ein Ball in den Händen verschlagener Leute, und da er nicht mißtrauisch genug ist, auch nicht selten ein Opfer ihres Selbstinteresse.

Zu den vortrefflichen Eigenschaften des Herzens der Madame d'Orleans gehört nun auch vornehmlich ihre bleibende Gerechtigkeitsliebe, ihr feines Gefühl für jede Pflicht der Billigkeit und Menschenliebe, und ihr reiner Wahrheitssinn, der jede Schiefheit im

Denken

Denken und Handeln verachtete. — Wenn der Duc Regent in der teuflischen Kunst Menschen zu vergiften, so geschickt gewesen wäre, als die Maintenon, oder wenn er vielmehr böses Herz genug dazu gehabt hätte; so wäre vielleicht Ludewig XV, der eine Pupille des Duc Regent war, nimmer zur Regierung gekommen. Man gab der Mutter des Regenten nicht undeutlich zu verstehen, daß ihr Sohn durch den Tod des jungen Ludewigs ein ausgemachtes Recht auf den Thron bekäme; — die Aussicht wäre für ein ehrgeiziges Weib die glänzendste von der Welt gewesen, alle ihre Feinde hätten nun zu ihren Füßen kriechen müssen; allein die gute deutsche Fürstinn wünscht nichts weniger, als den Tod des jungen Königs, sie äussert sich in einem Briefe an den Geheimenrath von Harling vom 5ten April 1716. daß Ludewig XV. der rechtmäßige Erbe des Königreichs sey. — „und sollte ich leben können, sezt sie hinzu, bis dießer junge König heurathet und Erben bekomt werde Ich nicht darüber murren, waß gerecht ist, da finde ich mein lebtage nichts gegen zu sagen, sollte es auch gegen mir selber seyn.“ Wenn jemahls der sonst gutdenkende Duc Regent den Gedanken gehabt haben sollte, sich statt Ludewigs XV. auf den französischen Thron zu schwingen,

gen, wie einige Geschichtschreiber behaupten; so hat seine Mutter gewiß alles Mögliche dazu beigetragen, ihn von seinen Planen abzubringen. „Es wäre eine ungerechte Sache, sagt sie in einem andern Briefe an den Geheimenrath von Harling, des jungen Königs todt zu wünschen, weillen meines Sohns Interesse dadurch befördert würde, bewahre Gott solche barbarische Sentiments zu haben! die ich für sünden halte.“ Wer findet hierin nicht die ganze ehrliche Sprache der Gerechtigkeitsliebe, die in höhern Ständen um so viel seltener ist, jemehr dort ein herrschsüchtiges Selbstinteresse, und ein übertriebener Ehrgeiz die erste und lezte Triebfeder der meisten Handlungen zu seyn pflegt. — Freilich konnte die gute Prinzessinn eben dieses feinen Billigkeitsgefühls wegen auf desto mehr unangenehme Stunden zählen, da sie an einem Hofe lebte, wo alles von einer verstrickten Intriguenseuche angesteckt war, und wo der einmahl herrschende Leichtsinn sich fast immer über die strenge Gerechtigkeitsliebe weit hinweg sezte. — Sie, die so gern und so gewissenhaft ihr einmahl gegebenes Wort hielt, war hier mit Leuten umgeben, die ihr Wort alle Augenblicke brachen, und deren ganze Zuverlässigkeit in bloßen luftigen Betheurungen bestand. Sie, die aus Liebe zu ihrem

König

König und auf dessen Veranlassung zur Maintenon eilte, und sich mit ihr aussöhnen wollte, in dem Augenblick eine giftige Schlange an ihren Busen drückte! — Ein solches gutmüthiges, edeldenkendes Weib, mit dem hohen Sinn für alle Gradheit des Herzens und Characters, konnte in einem solchen Gewühl von falschen Menschen ohnmöglich glücklich leben.

Eben diese Gerechtigkeitsliebe spricht nun auch vornehmlich aus ihr, wenn sie Georg I. König von England, in Absicht des unväterlichen und harten Betragens gegen seine Kinder, besonders gegen den Prinz von Wallis und dessen Gemahlinn, ihre intimste Freundinn, tadelt. Georg I. hatte sich schon frühzeitig durch eine natürliche Anlage seines Temperaments als einen ernsten und strengen Mann gezeigt, ein Character, der sich vortrefflich für die Nation schickte, zu deren König er nachher erhoben wurde. Durch seine Gelangung zum königlichen Thron hatte sich jener Ernst mit einem gewissen Königsstolz, mit einer übergroßen Idee von seiner neuen Würde verbunden, die ihm eine Rachsucht gegen einen jeden einflößte, der sich auf die entfernteste Art an dem Ideal seiner Größe vergreifen wollte.

Dieß machte ihn mißtrauisch gegen seine eigenen Kinder, und da es in England von ieher Mode gewesen ist, daß die Oppositionspartheì auf den Beifall der Prinzen von Wallis in den meisten Fällen rechnen durfte; so entstand auch bald in dem Herzen Georgs I. ein quälendes Mißtrauen gegen den Thronfolger, und endlich eine Feindschaft gegen leztern, die keine sehr rühmlichen Beiträge zu seinem Leben liefert. Die Sache ist notorisch, und ich brauche mich nicht weitläuftiger in die Geschichte dieser Mißverständnisse einzulassen. Der Prinz von Wallis sahe bald ein, daß er seinem Vater Gelegenheit zu seinem Misvergnügen mit ihm gegeben habe, und suchte daher die Gunst seines Vaters wieder zu gewinnen. Georgs I. eiserner Sinn blieb aber wie er war, die Bemühungen seiner Kinder, ihn wieder zu gewinnen, glitschten gleichsam an seinem Herzen ab, ohne einen Eindruck darein zu machen, und diesen fortdauernden Unwillen mußte eine Prinzessinn mit empfinden, die auf die unschuldigste Art von der Welt litte. Die Herzoginn von Orleans drückt sich über die ganze Sache in einem Briefe an den Geheimenrath von Harling vom 24ten Febr. 1718 folgendergestalt aus: „die arme Prinzeß (von Wallis) jammert mich von Herzen ,nach ihrem Schreiben vom $\frac{3}{15}$ dieses

Monts hat Ihr herr undt sie den könig 3 mahl umb verzeyhung gebeten, wie man gott umb verzeyung bittet, hatten aber nichts Erhalten können. Ich kann nichts in dießer sache begreiffen. Ich fürchte daß der prinz seiner fraw Mutter unglück mit theilet — — — — jedoch so deucht mir daß weillen der könig dießen prinzen vor seinen sohn erklärt, sollte Er ihn auch alß seinen sohn tractiren undt auch mit der prinzess nicht so streng verfahren, die Ihr leben nichts gegen den könig gethan und Ihn Immer geehrt und als einen leiblichen Vater geliebt hatt, wie Ich die Sachen sehe so glaube Ich nicht daß jemahlen Etwas gutes draus kompt, die verbitterung ist zu groß aber der könig thät wohl Ein Ende ahn dießer sach zu machen, den daß macht Nur hundert impertinente sachen sagen und alte heßliche historien zu verneuern, die besser weren ganz vergessen zu seyn, — — — gott wolle alles zum besten richten und Ihnen allen beistehen." Die Prinzessinn von Wallis wiederhohlte ihre Versuche, das steinerne Herz Georgs I. zu erweichen, sie schrieb noch einmahl in den dehmüthigsten Ausdrücken an ihren Schwiegervater: allein er würdigte sie keiner schriftlichen Antwort, sondern ließ ihr von neuem sehr unangenehme Düretäten sagen, wodurch die Mißverständnisse

des

des königlichen Hauses immer ärger und bleibender wurden. Die Erbitterung Georgs gegen seine Familie ging so weit, daß er endlich so gar einen Haß auf die Herzoginn von Orleans warf, weil sie eine Freundinn der Prinzeßinn von Wallis war, und diese einigemahl ihres unglücklichen und unverdienten Schicksaals wegen beklagt hatte. Noch ungerechter aber betrug sich Georg I. ohnstreitig gegen die Prinzessinn von Wallis, daß er ihre Kinder von ihr absonderte, und sie bei eine Gräfinn von Portland in Pension that. Einem Mutterherzen, wie das ihrige war, das so ganz und so zärtlich an ihren Kindern hing, und durch deren Umgang sie sich bisher in ihrem Unglück noch zerstreuen konnte, mußte eine solche Absonderung unendlich schmerzhaft seyn. — Nicht minder hart verfuhr er in dieser Absicht mit dem Prinzen von Wallis selbst. Hier ist noch ein Schreiben über dieß Verfahren des Königs an den Geheimenrath von Harling vom 14 Dec. 1719. „Der könig von Englandt ist zwar glücklich undt gesundt zu London (von seiner Reise nach Deutschland) ahnkommen, aber der prinz von Wallis jammert mich von grunde der Seelen, Er hett gemeint er mache es gar schön, hatt Einen Cammer-Junker ahn den König seinen herrn Vatter geschickt umb sich seiner glücklichen ahnkunft mit

Zar soumissen wordten zu erfreuen, der könig hat aber seinen brief nicht nur nicht angenommen sondern den Edel-Mann mit harten wordten abgewießen, undt ein neu Verbot ausgehen lassen, daß der Prinz sich der ihm vor des königs Reise gegebenen Erlaubniß, seine treu Töchter zu sehen, so der prinz herzlich lieb hat, nicht ferner bedienen solle. „daß deucht mich, sezt die Herzoginn von Orleans hinzu, zu hart zu seyn, undt sollte man Eher urtheilen daß der könig In Englandt von dem czarischen geschlecht *) wäre als von Braunschweigischen undt pfälzischen Geblüdt, daß wirdt dem König kein glück bringen, — Er ist zu hart.“ — —

Ueber-

---

*) Den Czar Peter I. schäzt die Herzoginn von Orleans zwar in Absicht seines Verstandes, verachtet ihn aber in Absicht der Rohheit seiner Sitten und seines grausamen Betragens gegen seinen Sohn, auf welches leztere sich die Ausdrücke in ihrem Briefe beziehen, wenn sie von der Strenge Georgs I. gegen den Prinz von Wallis redet. Die Briefe der Herzoginn von Orleans bestätigen die vielen zum theil das Andenken Peters I. sehr entehrenden Anecdoten von seinem gewaltigen Hange zur Trunkenheit. — Viele von ganz Europa bewunderte Handlungen

Ueberhaupt hatte die Herzoginn von Orle-ans eine Abneigung gegen die Engländer, und dieß war vielleicht der einzige Punct, wo sie et-

---

lungen des Czars, die eine ausserordentliche Größe seines Geistes zu verrathen schienen, that er durch Eingebungen eines durch den Trunk hervorgebrachten Echauffements des Bluts. — Die ausschweifende Liebe zum Trinken hatte der Czarwiz von seinem Vater geerbt, und den mit diesem Laster gemeiniglich verbundenen starren und unbeugsamen Sinn, der dem Prinzen aber endlich das Leben kostete. Die Erzählungen von seiner Todesart sind verschieden. In Frankreich glaubte man damahls allgemein, daß ihn sein Vater beim heil. Abendmahl habe vergiften lassen, ob er ihm gleich bei seiner Zurückberufung das Ehrenwort gegeben haben solle: ihm nichts zu Leide zu thun, wenn er nach Rußland zurückgekehrt seyn würde. „Der Czaar, schreibt die Herzoginn von Orleans vom 29 October: 1719, ist kein Narr Er hatt viel verstandt nur Schade! daß Er so wildt und bental erzogen worden — sonsten hette waß rechtschaffenes auß ihm werden können. Ich finde noch ärger, wenns möglich seyn kann, waß Er an seinem Czaarwiz gethan — seinem sohn parole zu geben, Er wolle ihm nichts thun Er solle nur auf sein wordt kommen, wie er auff sein wordt kompt läßt Er ihn im h. Sacrament vergiften — daß ist etwas gottloses und abscheuliches so ich Ihm nicht vergeben kann.“

was partheüsch war. Noch ehe man ihren Sohn, den Duc Regent, in England durch die wiederhohlten Gerüchte verhaßt zu machen suchte, daß er den Prätendenten wieder auf den englischen Thron sezen wolle, wovon ihn seine Mutter in ihren Briefen vollkommen frey spricht, drückt sie sich schon sehr oft hart und bitter über die brittische Nation aus, wozu dieser und jener Privathaß, der gemeiniglich bei dergleichen Allgemeinurtheilen zum Grunde liegt, viel beigetragen haben mag. Diese Urtheile äußert sie vornehmlich zu der Zeit, als Georg I. König von England wurde, eine Würde, wozu sie ihm nicht sehr Glück wünscht, weil sie es für eine sehr gefährliche Sache hält, grade bei einer solchen Nation die Krone zu tragen. Hier sind einige ihrer Briefe über diese Sache. Versaille den 1 Nov. 1714 „waß unsern könig in Engellandt ahnlangt so habe Ich Mühe mich über Ihren Erhabenen standt zu Erfreuen, den ich traue den Englendern kein haar Insonderheit weillen Ich Erst kürzlich Erfahren wie schöne discoursen mylord peterbouroug hir geführt hatt Ich wollte daß unser Churfürst ahnstatt könig In Engellandt Roemischer Keyßer were undt unßer hießiger könig In Engellandt in seinem königreich welches Ihm mit recht gehört den Ich förcht daß

die unbeständigen Engländer werden Ein spielwerk mitt der zeit machen, so uns gar nicht gefallen wirdt.“ — und sie fürchtet NB. um so viel mehr, weil sie in einem andern Briefe an den Geheimenrath von Harling zwar nicht dem Könige von England Entschlossenheit und Verstand, aber das allen Großen so nöthige Talent abspricht, die Liebe der Menschen zu gewinnen, und durch Liebe über sie zu herrschen. Man hatte der Herzoginn eine Beschreibung von der glänzenden Krönung Georgs I. zu London gemacht; — alles dieß beruhigt sie aber nicht in Absicht der vielen Gefahren, die Georg dem I. droheten. — „Es ist, sagt sie in dem nehmlichen Briefe, nicht leicht ein König auf eine so glänzende Art und unter einem lautern freudengeschrei der ganzen Nation gekrönt worden, als Jacob — und dennoch hat ihn seine Nation nachher so unbarmherzig verfolgt, und seinen unschuldigen Sohn so weit gebracht, daß er kaum ein Ruhepläzchen nach seinen unzähligen Leiden findet. „Wen den Englendern zu trauen were, sagt sie an einem andern Orte, so wollte Ich sagen daß Es gut sey daß daß parlament vor könig Görgen ist, allein je mehr man die revolutionen von Englandt liest je mehr verspürt man den Ewigen haß so sie gegen Ihre könige haben undt ihre unbe-

ständigkeit." Als der Prätendent in Schottland angekommen war und neue Unruhen entstanden, schrieb sie an den Geheimenrath von Harling vom 28 Nov. 1715 „habe Ich nicht recht gehabt vor könig Görgen In sorgen zu seyn wie Er könig In Engellandt geworden undt zu wünschen daß Er von Einen andern königreich könig were, aber nicht in Englandt. Ich kenne die teuffels Engellender gar zu woll umb Ihnen Ein haar zu trauen gott bewahre Ihre Majestetten undt die prinzen undt ganze familie, aber Ich gestehe Es ist mir recht bang vor Ihnen allen." Eigentlich blieb in dem Herzen der Madame d'Orleans lebenslang ein bitterer Groll gegen die brittische Nation deswegen zurück, weil die Familie Jacobs I., mit der sie durch die Bande des Bluts verwandt war *) unaufhörlich von den Engländern verfolgt wurde. Die Gemahlinn Jacobs II. war ihre Freundinn gewesen, und sie rechtfertigt sie in Absicht jener bekannten Beschuldigung, daß der Prätendent ein untergeschobenes Kind sey, auf eine so eclatante Art, daß man die Königinn von ihrem Verbrechen frei zu sprechen sich geneigt fühlt. Der Prätendent selbst wurde von der Herzoginn von Orleans sehr geschätzt, —

schätzt, —

---

*) Siehe Tab. II.

schäzt, — und das Gefühl des Mitleidens würde für ihn bei ihr gesprochen haben, wenn er auch kein so naher Verwandter von ihr gewesen wäre.

Den Italiänern ist die Herzoginn ebenfalls nicht sehr günstig. Sie hält sie für unsichere, zweideutige, falsche Menschen, die sich von einer heimtückischen Politik in ihren Handlungen leiten ließen, und dabei aus einer ihnen ganz eigenen ekelhaften Ignoranz in Religionssachen, die armseligsten Sklaven ihrer Priester wären. Sie findet in diesem Stück die Franzosen viel aufgeklärter, und sie hatte darin Recht, daß man in Frankreich schon lange in Absicht des Einflusses der Kirche auf Staatssachen freier, als in Rom dachte, ob man gleich Jahrhunderte hindurch in Absicht auf Glaubenssachen in beiden Reichen gleich unwissend blieb. Auf ihre ungünstigen Urtheile über die Italiäner scheint aber vornehmlich das für Frankreich so gefährliche und künstliche System eines Mannes einen großen Einfluß gehabt zu haben, der sich von dem Stande eines armseligen Priesters zur Würde eines Cardinals und des ersten Staatsministers Spaniens empor schwang, und alle große Eigenschaften des

Geistes und alle Intriguen eines verrätherischen Herzens in sich vereinigte, um ganz Europa zu verwirren, — des bekannten Cardinals Alberoni. Er gehörte mit zu den Hauptconspiranten gegen den Duc Regent, als man leztern seiner Würde entsetzen, und von Ludewig XV. gänzlich absondern wollte. Nächst der Maintenon gab es wohl keinen Menschen, über den die Herzoginn von Orleans ihren Unwillen so sehr ausschüttet als gegen den Alberoni. Vielleicht ließ ihr ihre Erbitterung zuviel abscheuliche Seiten an diesem Manne sehen, vielleicht wußte sie aber auch mehr von ihm als jemahls das Publicum erfahren hat. Alberoni, schreibt sie in einem Briefe an den Geheimenrath von Harling vom 27 October 1718., ist ein bößer schelm der nichts mehr wünscht alß überall unruhe anzurichten, Es were beßer daß Er wie sein vetter Ein gärtners Junge geblieben were und kreutter verkauffte alß waß Er Nun thut. die ganze Christenheit gegen Einander auffzuhetzen — daß kann man Ein unkraut heißen!“ Ich übergehe eine Menge andrer Ehrentitel, die sie diesem schlauen Manne beilegt, der das Herz seines Königs (Philipps V. von Spanien) und seiner Gemahlinn ganz in seiner Gewalt hatte, und endlich dennoch der Politik und dem Interesse seines Hofes aufge-

aufgeopfert wurde. — Alberoni flüchtete sich in sein Vaterland Italien zurück, — nicht gesättigt von dem Ruhme, den er sich erworben hatte, und voll von neuen ungeheuren Planen, das Staatssystem Europens umzuwerfen, — wenn es ihm dießmahl möglich gewesen wäre. Die erste Gelegenheit, wodurch dieser merkwürdige Mann, der eine Zeitlang der Schrecken von ganz Frankreich war, sein Glück machte, ist so sonderbar, und zu gleicher Zeit so lächerlich, daß ich die Geschichte hievon aus einem Briefe der Herzoginn von Orleans an den Geheimenrath von Harling anführen will: „Wodurch Alberoni dießer Scelerat sein glück gemacht, schreibt sie den 17ten Nov. 1718, daß besteht in keinen Meritten — die historie ist ein wenig schmuzig aber weil sie doch possierlich und Mons. harling wirdt lachen machen, will ich sie verzehlen. Wie Mons. de Vendosme die Armee in ittalien commandirte schickte der Duc de parme den Bischoff von parme zu Mons. de Vendosme, um mit ihm zu tractiren. Mons. de Vendosme hatte viele gute Eigenschaften, es war aber wie fast an allen leutten mit fehlern vermischt, alßo hatte der Duc de Vendosme auch zwey erschreckliche fehler — nehmlich die debauchen mit Mannsleutten undt seine abscheuliche undt unverschämte unsau-

unsauberkeit, daß Er all sein Leben in der Armee keine audienz gab alß met verlöff auf dem kackstuhl, also machte er auch nicht mehr façon mitt dießem bischoff als allen andern großen Officiers. Der bischoff kam mit einem großen train von Geistlichen an, wurde in des Vendosme kammer geführt — und findet ihn auff dem schönen Thron. Man gab dem bischoff eine chaise um mit Mons. de Vendosme zu sprechen. Der bischoff sahe daß Mons. de Vendosme viel Sinnen im Gesicht hatte und sagte zu ihm: il me semble Mons. que Vous etes fort echauffé il faut que l'air de ce pais-cy ne Vous soit pas bon. Mons. de Vendosme antwortete: c'est bien pis à mon corps qu'a mon visage — — Voyés! stehet auff undt weist dem guten bischoff den H. . — — . Der bischoff stehet auff undt sagte: je vois bien, Mons. que je ne suis pas propre à traitter avec vous Vos manieres et vos mines ne s'accordent pas ensemble, mais je vous enverrai ùn des mes aux maniers qui sera bien vostre fait — undt schickte ihm darauff den Alberoni. Dieser war einmahl in Mons. de Vendosme Cammer, wie Mons. de Vendosme eben den H. . wischen wollte, — Alberoni lief hinzu, warf sich auf die knie und rief: ah! quel cû d'anqe—! daß hatt Mons. le

Duc de Vendosme so charmirt daß Er ihn allezeit bey sich behalten und sein favorit geworden ist, hatt seinen Herrn den Duc de Parme vor Mons. de Vendosme verrathen, hernach wie Mons. de Vandosme in spanien war, hatt er ihm der Prinzeß de Ursin aufgeopfert und die Prinzeß de Ursin an die königinn in Spanien verrathen *) — so hatt dießer Ehrliche Mann seine Fortune

---

*) Philipp V. war ein blinder Anbeter der schlauen und Ränkevollen Prinzessinn von Vrsini. Dieses ehrgeizige Weib hatte ihn und seine Gemahlin wie schwache Kinder beherrscht —; ganz Spanien hing von ihren Launen ab. Endlich war Philipps V. erste Gemahlinn, eine Prinzessinn von Savoyen, gestorben. Alle Politiker machten die Ursini zur neuen Gemahlinn des Königs; aber man irrte sich. Die Ursini wollte vor wie nach lieber die Favorite des Königs bleiben, als seine Gemahlin werden, — ihre Allgewalt über den schwachen König blieb vermöge dieser Maitressenlist nur desto ungestörter; und ihr Freund Alberoni konnte dadurch seinen tiefangelegten Plan nur desto leichter ausführen, — die Ursini sollte herunter von dem Thron ihrer grossen Würksamkeit, und er wollte sich darauf setzen. — Auf seinen heimtückischen Rath beredete die Ursini den König, sich mit Elisabeth Farnese, der Erbinn von Parma, Piacenza und Toscana, zu vermählen. Alberoni hatte diese Dame als ein schwaches Geschöpf

Fortune gemacht, undt waß ich hir verzehlt seindt alle die meritten undt der grundt von seiner ganz en fortune" —.

Mit

---

schöpf geschildert, das sich leicht würde beherrschen lassen. — Grade bei einer solchen Königinn konnte die Ursini bleiben, was sie bleiben wollte — Despotinn des königlichen Hauses, und — Gouvernante der einfältigen Königinn. Aber Alberoni, der sich durch die neue Königinn emporschwingen wollte, hatte ein ganz entgegengesetztes Bild von ihr entworfen. Elisabeth Farnese war ein gescheidtes, unternehmendes Weib, — gar nicht dazu gemacht, sich von einer Ursini beherrschen zu lassen. Kaum war sie in Spanien angekommen, als sie die Favorite wegen einiger unvorsichtigen Reden sogleich vom Hofe exilirte. Nun hatte Alberoni die Felsenwand durchbrochen, die ihm vorher bei seinem Plan, sich zum ersten Minister zu machen, im Wege stand, und mit dem Sturz der Ursini beginnt die glänzende Epoche seines Lebens, die aber von keiner langen Dauer war. Der König von Preußen schildert in seinen Memoires de Brandebourg den Alberoni mit wenigen Worten ganz vortreflich: Qu'on eut donné deux mondes comme le nôtre, à bouleverser au Cardinal Alberoni, il en auroit encore demandé un troisième. Ses desseins étoient trop vastes et son imagination trop fougueuse. —

Mit allen jenen vortrefflichen Eigenschaften, —mit ihrer warmen deutschen Vaterlandsliebe, mit ihrer Entfernung von allem Cabalen- und Intriguengeist, aller Falschheit und Zweideutigkeit des Herzens, allem hautainen Fürstenstolz, mit ihrer bleibenden Gerechtigkeitsliebe und ihrem reinen Wahrheitssinn verband die Herzoginn von Orleans noch eine Menge anderer trefflicher Talente des Geistes und Herzens, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen, wenn wir ihr Charactergemählde nicht unvollendet lassen wollen. Ihr Herz war weich und zum wärmsten Mitleiden gegen Unglückliche gestimmt, sie ist um eine deutsche Edelfrau, die sie nur dem Namen nach kannte, und die an einer gefährlichen Krankheit litte, äusserst bekümmert, und giebt sich selbst alle ersinnliche Mühe, für die unglückliche Dulderin in Paris ächten Balsam aus Mecca zu erhalten, der äusserst kostbar und selten war; sie war — so wenig der französische Hof die große Kunst der Oeconomie verstand, in allen ihren Ausgaben sehr haußhälterisch, um nicht in drückende Schulden zu gerathen; aber sie ließ sich deswegen von keinem niedern Geiz beherrschen, und macht sich in einem ihrer Briefe über die übertriebene Kargheit Friedrich Wilhelm II. von Preußen sehr lustig, welcher, um

einem Besuch Georgs I. bei sich in Berlin und folglich vielen Ausgaben zu entgehen, dem König von England zuvorkam und ihn in Hannover besuchte. Sie ertrug die Beschwerlichkeiten ihres Alters, so wie die ihres ganzen Lebens mit einer unerschütterlichen Fassung ihres Geistes und mit einem auch in den größten Stürmen ihrer Leiden unveränderlichen Vertrauen auf die Vorsehung des Himmels; und behält bis an ihren Tod mitten unter dem wilden Gemisch leichtsinnig denkender Hofschranzen und lasterhafter Großen eine warme Hochachtung für Tugend und Religion. Es war sehr viel in damaligen Zeiten, wenn man selbst an den hellesten Höfen nicht grobabergläubig war. Ludewig XIV., dieser sonst so gute Kopf, glaubte steif und fest an die lächerlichen Wunder der Mutter Maria; Männer von Geschmack und Gelehrsamkeit erklärten sich die natürlichsten Begebenheiten aus verborgenen Kräften guter oder böser Geister, — und man macht für jene Epoche der menschlichen Vernunft in einem ohnedem catholischen Lande der Aufklärung der Herzoginn von Orleans kein geringes Compliment, wenn man sagt, daß sie nicht mehr an Hexen und Gespenster glaubte, sondern sich sogar über diese Geschöpfe der menschlichen Einbildungskraft lustig macht. Von langen Zeiten her ging ein allgemeines Gerücht, daß Franz I. sich als ein Geist in einem grünen

nen sammet Nachrock in einer großen Galerie des Schlosses zu Fontainebleau sehen ließe, — wer weiß wie viel nervenkranke Damen und engbrüstige Hofcavalier ihn mit beiden Augen gesehen haben wollten! Sr. Majestät waren auch als Gespenst noch so galant, Höchstdero Maitresse auf ihren Spaziergängen am Arm zu führen, die dann aus dem Schatten der Geisterwelt nie ihre Edelsteine mitzubringen vergaß. Die Herzoginn von Orleans drückt sich über dieses alberne Volkshistörchen sehr launig so aus: „ich habe oft des Nachts in der Galerie spaziert, aber der gute francois premier hatt mir nie die Ehre angethan sich vor mir sehen zu lassen, hatt vielleicht mein Gebet nicht vor gut genug gehalten, ihn aus dem fegfeuer zu helfen undt hierin mag er woll recht haben. — Dieser arme König, sezt sie hinzu, ist doch wüst gestorben, man hat in folgenden Versen sein erbauliches Ende beschrieben:

François mort à Rambouillet
En l'an mille cinq cent quarante sept
De la verole qu'il avoit.

Die Herzoginn macht hiebei die Anmerkung, daß bei den Franzosen fast jeder launige Einfall versificirt, oder abgesungen werde. Angezeigte Verse waren damahls Volkssprache geworden;

 wenn

wenn nehmlich jemand an jener scheußlichen Krankheit sein Leben endigen wollte, so drückte man sich in Paris, Versaille u. s. w. gewöhnlich so aus: il est pret à mourir comme le Roi Francois premier à Rambouillet en l'an 1547. de ce qu'il avoit. Noch weitläuftiger erzählt die Herzoginn von Orleans bei dieser Gelegenheit die Erscheinungen der Madame la Reine Mere *) in einem Briefe an den Geheimenrath von Harling vom 14ten Nov. 1720. „Die Reine Mere hatte ein apartement vor sich bei oben erwähnter Galerie zu recht machen lassen, Ihre Cammerweiber mußten nachts durch diese lange Galerie gehen, die haben den Roy Francois in grünen geblümten nachtrock spazieren sehen, mir aber hatt Er die Ehre nicht thun wollen sich zu zeigen, ich muß nicht In der geister gnaden stehen. Ich hab auch 10 Jahr in der Cammer geschlafen, wo feue Madame gestorben undt mein leben nichts sehen können, undt daß Erstemahl daß Mons. le dauphin darin geschlafen ist ihm seine tante feue Madame erschienen, er hatt es mir selber erzählt. — Es kam ihm eine Noth an stund auf und sezte sich auf einen Nachtstuhl so neben dem bett

*) Mutter Ludewigs XIV. die bekannte, Anne d'Autriche.

bett stundt undt verrichtet mit urlaub zu melden seine Nothdurft. Wie Er in voller arbeydt war hört Er die thür so nach dem Salon ging aufgehen, selbigen abendts war ein großer ball Im Salon geweßen Er sahe eine gepuzte dame mit einem breunen kleydt Einem schönen gelben unterrock und gar viel gelben bande auff dem kopff hereinkommen, und hatte den Kopff gegen die fenster gedrehet. Mons. le dauphin meinte es were die junge duchesse de Foyx, er lachte und dachte in sich selber, wie dieße dame erschrecken würde wen sie ihn da sollte in hembt sitzen sehen, fing derowegen an zu husten umb ihr den kopff undt daß gesicht auff seine seytte zu drehen machen, welches diese Dame auch that; — aber ahnstatt der duchesse de foyx siehet er feue Madame so eben war, wie Er sie daß lezte mahl gesehen aber ahnstatt der dame bang zu machen Erschreckt Er selber so Erschrecklich daß Er mit aller macht zu Madame la dauphine so schlief Ins bett sprang — sie wurde über seinen sprung wach und sagte: qu'aves vous donc Mons. de sautter ainsi? Er sagte: dormès je vous le dirai demain — Mons. le dauphin ist all seine leben darauf geblieben daß diese historie wahr sey, was ich davon geglaubt ist, daß Mons. le dauphin so die gewohnheit hatte, lang auf dem

Stuhl zu sitzen, darauf eingeschlafen und dann die ganze Sache nur im Traum gesehen hat.“ Die Herzoginn von Orleans sezt die richtige Bemerkung hinzu, daß der Aberglaube bei so vielen Menschen deswegen so feste Wurzeln fasse, weil man den Kindern schon früh von dergleichen albernen Zeuge viel zu viel vorschwatze, und den Ammen, dieser der Erziehung der Kinder so schädlichen Weiberrace, zu viel Freiheit lasse, mit jenen Ideen die Kinder zu unterhalten.

Die Herzoginn zeigt sich in noch mehreren Stellen ihrer Briefe als eine aufgeklärte Catholikinn. Einer ihrer alten Bekannten aus Hannover, ein gewisser Hortence, ein grundgelehrter Mann, aber zugleich ein orthodoxer Catholik, hatte verschiedentlich geäussert, daß die Absolution von einem Bischoff von einem größern Werth sey, als von jedem andern gemeinern Priester. — Sie kann nicht begreiffen, wie ein Mann von so vielem Verstande so lange gelebt haben könne, ohne die Albernheit seiner Meinung einzusehen. „Keine Absolution, sagt sie, kann etwas taugen wenn die dazu erfoderlichen Bedingungen und die Reue seiner Sünden nicht vorhanden sind, findet sich aber diese nicht; so sind alle Priester so gut

wie

wie der Pabst selber“ Bei der Gelegenheit hält sie den Franzosen eine kleine Lobrede, indem sie bei ihnen weniger Aberglauben in dergleichen Stücken, als bei den Italiänern und Spaniern gefunden haben will; selbst die deutschen Catholiken hält sie für dumreligiöser, als die französischen. Am unausstehlichsten ist ihr das Pfaffengeschmeis. Sie hatte selbst durch die heimtückischen Cabalen derselben sehr viel leiden müssen, und sie dachte viel zu grade und ehrlich, als daß ihr die Schleichwege dieser geistlichen Schurken, wie sie damahls in Frankreich vorfand, gefallen konnten. Die Cardinäle Polignac, Rohan, Bissi, Alberoni, du Bois; die Creaturen der Maintenon la Choise und Tellier hat selbst die unpartheiische Geschichte als schlechtdenkende, intriguante, hinterlistige, ausschweiffende und überhaupt als schwarze Menschen gestempelt. Von dem Churfürsten von der Pfalz Johann Wilhelm schreibt sie in einem Briefe an den Geheimenrath von Harling vom 28 Januar 1720. „es ist wohl ein groß unglück, wenn sich große herren wie der Churfürst von pfaffen regiren laßen da kann nichts als unglück von kommen. Er sollte eher großer Herrn rath folgen undt seine unterthanen in ruhe lassen — und seinen wüsten pfaffen hübsch einen guten stein ahn halß henken

 undt

undt ihn damitt in den Necker oder Rhein werf-fen, — den rath wollte ich Ihm geben, were wahrlich nicht schlimm!" — Wegen eben dieser Antipathie gegen die französischen Priester war der bis zum gemeinschaftlichen Genuß cynischer Wollüste vertrauliche Umgang ihres Sohns mit seinem Jugendlehrer, dem nachherigen Cardinal Du Bois, ihr so äusserst unangenehm, und sie hatte hierinn vollkommen Recht, da Du Bois, um sich von frühster Jugend an seinem Eleven unentbehrlich zu machen, den Hang zum andern Geschlecht durch alle Künste der Verführung in ihm nährte. Der Fürstenknabe fing sich kaum etwas zu fühlen an, als er ihm schon Freudenmädchen zuführte. Ein Handwerk, wodurch er sich Lebenslang bei seinem epicurischen Fürsten beliebt *) machte, denn auch als Cardinal blieb er

*) Um nur einigermaßen zu sehen, wie geschäftig und erfinderisch Du Bois war, seinen Herrn durch die Reize eines sinnlichen und ausschweifenden Lebens zu unterhalten, will ich aus dem erst neuerlich herausgekommenen Privatleben des Cardinals eine einzige hierher gehörige Stelle ausheben, die dort aus den Memoiren des Chevalier de Ravanne entlehnt wird. Der Duc Regent liebte die Schauspielerinn Desmarets, eine der unersättlichsten und lascivesten Buh-

er noch der Handlanger des Duc Regent in seinen Wollüsten, und vermittelst dieses Metiers der — erste Staatsminister seiner Regierung, so

---

Buhlerinnen Frankreichs auf eine übertriebene Art; er verschwendete bei ihr sein Vermögen, und was noch weit schlimmer war, seine blühende Gesundheit. Er wurde durch sie auf einmahl gefährlich krank, dem Abbe' Dubois ging der klägliche Zustand seines Prinzen äusserst nahe, und er nuzte diese Gelegenheit, ihn von jener abscheulichen Syrene auf immer zu trennen. Die Desmarets wurde zu irgend einem neuen Lustgelage nach St. Clou eingeladen; der Page des Prinzen kam mit der erdachten Entschuldigung der Schauspielerinn zurück, daß sie sich nicht wohl befände und also diesen Tag nicht nach St. Clou kommen könne; — — allein der Page hatte zugleich bemerkt, daß die Desmarets einen andern begünstigten Liebhaber, den Schauspieler Baron, bei sich hatte. Alles dieß wurde sogleich von Dubois dem Prinzen hinterbracht, und der schlaue Abt wandte nun vollends alle seine Beredsamkeit an, seinen Herrn von einem Geschöpf zu entfesseln, das sich den Umarmungen eines jeden andern, ohne der Ehre des Prinzen zu schonen, überließ. Anfangs wollten die Gründe des Dubois nichts helfen, der Prinz hing seit langer Zeit zu sehr an dem buhlerischen Herzen seiner Phryne; er hatte sie geschwängert; sie hatte ihn in allen Geheimnissen des

wie er zu gleicher Zeit den Hofnarren seines jovialischen Prinzen spielte. Du Bois war ein Mann ohne Religion, er flößte seinem Herrn ähnliche

---

Aretino unterrichtet; — endlich aber gab er doch den Vorstellungen seines alten Präceptors unter der Bedingung nach, daß er ihn in Absicht dieses Opfers, seine Desmarets zu verlassen, durch andere Vergnügungen schadlos halten wollte. In diesem Stück addressirte sich der Prinz immer an den rechten Mann, wenn er seinem Abbe' Commission zur Zubereitung und Erfindung neuer Wollüste gab. Ersterer reiste daher dießmahl ohne die Desmarets nach St. Clou, aber mit der Erwartung ab, daß ihm dort Dubois irgend ein anders neues Schauspiel von Vergnügungen zubereiten würde. Er irrte sich nicht, drei schöne Bürgerinnen waren in die ausgestellten Netze des Abbes gefallen und wurden den andern Tag dem Prinzen zugeführt. Es wurden bachantische Abendmahlzeiten angestellt, wobei man auf die Gesetze der Schamhaftigkeit wenig Rücksicht nahm. — Nur eins hievon, welches man le Souper des Deesses nannte. Se. Königl. Hoheit verkleideten sich bei diesem wollüstigen Souper in den griechischen Schäfer Paris, und die Damen in Göttinnen, deren Preis der Schönheit von dem Prinzen entschieden werden sollte. Man schritte zur völligen Ausführung und Nachahmung der griechischen Fabel. Die schönen Buhlerinnen schmückten sich in einem prächtig

ähnliche Grundsätze ein, und Ludewig XIV., der dieß merkte, fragte einst seinen Bruder: quelle religion à donc mon neveu? Il a la religion

 de

---

tig erleuchteten und von Wohlgerüchen angefüllten Saale mit den Attributen der Juno, Venus und Minerva. Die Rolle des Cupido mußte einer der jüngsten Pagen des Prinzen spielen; Dubois selbst aber in der Gestalt eines Satyrs nebst einem andern Pagen in der Form eines Fauns als Zeuge des Urtheils über die nackte Schönheit der Damen gegenwärtig seyn. Beiden leztern ward zugleich das Cammergeschäft aufgetragen, die Göttinnen zu entkleiden, und sie dann in ihren unverhüllten Reizen dem forschenden Auge des Richters darzustellen. Ehe man aber zu dieser obscönen Handlung selbst überging, wurde ein prächtiges Göttermahl, mit Nectar und Ambrosia besezt, gehalten. Der Satyr, nehmlich der Abbé Dubois, und der Faun warteten bei Tische auf, indem sie die Stelle der Hebe und des Ganymeds vertraten. Der Prinz selbst saß zwischen den Göttinnen, welchen sich der Satyr und Faun abwechselnd in unzüchtigen Stellungen beigesellten. Endlich war der Augenblick gekommen, wo der Preis der Schönheit von dem Prinzen ausgetheilt werden sollte. Um richtig darüber zu entscheiden, ließen die drei Damen unverzüglich ihre Schleier herab fallen und stellten sich ihrem verliebten Paris ohne weitere Umstände in puris naturalibus

dar.

de son Precepteur, war die Antwort, qui n'en a guère lui-même! Alles dieses kam zusammen, die Herzoginn von Orleans gegen den Erzieher ihres Sohns einzunehmen; aber vielleicht verrieth sie zu viel Furchtsamkeit, daß sie nicht einen Mann von ihrem Sohn zu entfernen suchte, der für diesen so gefährlich war, und der sich so schlechter entehrender Mittel, sich bei ihm einzuschmeicheln, bediente. **)

Wenn darin eine Größe des Geistes liegt, mit einer ruhigen Fassung des Gemüths an seinen Tod zu denken, und dieß erschütternde Bild mit einer bleibenden Standhaftigkeit vor Augen zu behalten, — selbst in dem Glanze und dem Genuß

---

dar. Der Preis der Schönheit wurde der Venus, einer der schönsten Buhlerinnen, von Sr. Königl. Hoheit zuerkannt, worauf beide in ein dunkeles Zimmer verschwanden. — —

**) Unter dem Druckort à Londres ist voriges Jahr, in 8. ein sehr interessantes Werk unter dem Titel *Vie privée du Cardinal Dubois* erschienen, das eine Menge bisher noch unbekannter Anecdoten in Absicht des Duc Regent und der vornehmsten Männer seiner Nation damaliger Zeit in sich enthält.

Genuß eines prachtvollen Lebens vor Augen zu behalten; so kann man diese Geistesgröße der Herzoginn von Orleans gewiß nicht absprechen. Sie erinnert sich oft in ihren Briefen an die lezte Grenze ihres Daseyns. Sie wünscht sich zwar keinen frühen Tod; aber sie äussert sich mehrmahls, daß sie jeden Augenblick bereit sey, dem Winke der Natur gern zu folgen, sobald die Vorsehung das Ziel ihres Lebens herbei führen würde. „Ich bin fest persuadirt, schreibt sie in dieser Hinsicht an den Geheimenrath von Harling (St. Clou den 23. Jun. 1720.) daß meine stundte gezehlt ist, undt Ich werde keinen augenblick darüber gehen. Ich befehle alles Gott dem allmächtigen undt bin weytter in keinen sorgen waß draus werden wirdt, daß were woll Eine große thorheit, wenn große herrn undt frauen sich Einbilden sollten, daß unser herr gott waß besonders vor sie machen sollte alß wenn alle menschen nicht vor unßerm herr gott gleich weren, solchen stolz undt hochmuth habe gottlob nicht, Ich weiß wer Ich bin undt laß mich hierin nicht betriegen.“ Eben diese ruhige Sprache, diese stille Hingabe in den Willen der Natur, drückt sie in einem andern Brief vom 9 März 1721, ein Jahr vor ihrem Tode aus — „ich fühle woll daß Ich den 70 Jahren gar nä-

her

her komme — undt käme noch Ein stoß wie der, so mich gar unhöflich dieß jahr überfallen, so würde Ich baldt erfahren, wie Es in jener welt zugeht. Mein temperament ist gut geweßen, welches woll Erscheint durch alles resistirt zu haben waß mir begegnet; aber wie daß französische sprüchwort sagt: tant va la cruche à l'eau qu'a la fin elle se casse, so wirdt Es mir auch gehen. Dieße Gedanken aber betrüben mich nicht, den man weiß ja daß man nur in die welt kompt um zu sterben, zu dem so deucht mir Ein gar hohes alter nicht angenehm, man muß zu viel leyden undt in Absicht des Schmerzenleydens bin ich ein großer poltron." Die leutte so sich so sehr vor dem tode fürchten, sagt sie anderswo, jammern mich recht, den waß sie so sehr fürchten, wirdt ihnen doch ohnfehlbar geschehen. —

Man tregt Eins nach dem andern hin
woll auß den augen, auß dem Sinn,
die welt vergisset unser baldt
Sey jung oder alt
auch unser Ehren manigfalt."

Mit dem Jahre 1722 nahmen die Kräfte der Herzoginn so sichtbar ab, daß sie nun selbst nicht

nicht lange mehr zu leben glaubte. Ohne ihr heitres Gemüth, ohne ihren festen und standhaften Character, und eine mäßige Lebensart, welche sie zeitlebens beobachtete, würde sie schwerlich unter so mannigfaltigen Leiden ihres Lebens ein Alter von 70 Jahren erreicht haben. Der Glanz ihrer königlichen Würde hatte ihr unendlich mehr Leiden, als frohe Augenblicke verursacht, und sie war ein redendes Beispiel von der alten Wahrheit, daß unter allen Weibern die Prinzessinnen gemeiniglich die unglücklichsten sind, wenn sie auch selbst durch ihre Handlungen nichts dazu beitragen. Vom ersten Augenblicke ihrer Ankunft in Frankreich an mußte sie gegen den Cabalengeist des französischen Hofes kämpfen, und ihm oft unterliegen. Von den boshaft-schlauen Maitressen Ludewigs XIV. verfolgt, von der Schlangenbrut der Priester und Favoriten gedrückt, von dem Leichtsinn einer ganzen Nation gekränkt, und eine Zeitlang von ihrem Gemahl selbst durch die giftigen Eingebungen seiner Vertrauten zurückgesezt, bestand ihr Leben oft in einer traurigen Reihe von trüben Empfindungen, die ihr um so schmerzhafter seyn mußten, da sie selbst in allen ihren Handlungen von der reinsten Liebe zur Wahrheit und Tugend beseelt wurde, und da eine verschrobene Feinheit und ein verschmiztes

glattes Wesen an Ludewigs XIV. Hof alles, und eine unverstellte Gradheit des Characters nichts galt, — wenigstens nicht viel zum Besten der Menschheit würken konnte. Mit dem Tode Ludewigs XIV., der das Ansehn seiner mächtigen weiblichen und männlichen Creaturen so tief herabsezte, fing zwar für die gute Madame d'Orleans eine ruhigere Epoche ihres Lebens an, indem ihr Sohn, der seine Mutter schäzte und liebte, Regent von Frankreich wurde, allein diese Ruhe, dieses Glück ward ihr in einem Alter zum Theil, worin die Empfindungen des Herzens ziemlich matt und stumpf zu werden anfangen, und wo eine kalte Gleichgültigkeit gleichsam die Schnellkraft der Freude, und die Empfänglichkeit ihrer Reize vermindert. Das Ende ihres Lebens wurde durch die Ungeschicklichkeit der pariser Aerzte und Chirurgen beschleunigt. Bei einer eintretenden Mattigkeit der Herzoginn. hatten diese Herren beschlossen, ihr durch einen Aderlaß Erleichterung zu verschaffen. Der Chirurgus schlug zu tief, bemerkt gleich den Fehler, den er gemacht hat, und sinkt ohnmächtig der Herzoginn zu den Füßen, unterdessen verliehrt sie eine zu starke Menge Bluts und nicht lange drauf noch mehr, da ihr der Arm zu lose verbunden wird. Mit diesem zu großen Blutverlust nehmen ihre Kräfte noch mehr

ab, hiezu gesellten sich ungewöhnlich viel Vapeurs und Krämpfe, welchen die Aerzte durch heftige Reinigungsmittel abzuhelfen suchten; allein auch dieß schwächte den Körper der Herzoginn nur noch mehr, ihr Appetit verlohr sich, ihre Heiterkeit verlosch, und sie schrieb schon den 29 Jul. 1722 an den Geheimenrath von Harling — „ich thue waß mein docter will umb nicht geplagt zu werden undt Erwarte von der handt Gottes deß allmächtigen alles waß Er mit mir vorhaben mag, habe mich ganz in seinen Willen ergeben.“ Mit dem Chirurgus, der die erste Ursach zu ihrem Tode durch den unglücklichen Aderlaß wurde, hatte sie das größte Mitleiden, der arme Mann war vor Schrecken in eine heftige Fieberkrankheit gefallen, — sie ließ ihn nicht nur versichern, daß sie nichts weniger, als aufgebracht gegen ihn sey; sondern bemühte sich noch auf manche andere edle Art, ihn zu beruhigen. So schlim übrigens ihre Gesundheitsumstände waren, so scheint sie doch ihren Tod nicht so schnell erwartet zu haben. Sie hatte sich nehmlich entschlossen, der auf den Herbst 1722 festgesezten Krönung Ludewigs XV. zu Rheims noch mit beizuwohnen, sie bereitete sich mit ihrem Hofstaat zur Reise nach Rheims zu; allein sie starb während diesen Zubereitungen im October 1722 zu

Saint-

Saint-Clou, im 70sten Jahre ihres Alters. *) Den 3ten Oct. 1722 schrieb sie diesen lezten Brief an den Geheimenrath von Harling „Seydter vorgestern daß Ich Ihm geschrieben ist gar keine verenderung bei mir vorgangen Es mag gehen wie gott

---

*) Die Sevigné entwirft folgendes kurze Gemählde von der Madame d'Orleans: Elle ne brilloit pas par les charmes. Parfait contraste de la delicate Henriette (erste Gemahlinn des Herzogs von Orleans) elle avoit des troits fortement prononcès, une taille fournie, une santè robuste, de l'indifférence, si on ne veut pas dire, de l'aversion pour la parure, l'elegance, la représentation et les plaisirs qui exigeoient quelque contrainte. A la différence d'Henriette qui rendoit son mari jaloux, la Palatine fut jalouse de Monsieur et neanmoins vécut bien avec lui. Genauer ist das Bild, welches Saint-Simon von ihr entwirft. C'etoit, sagt er, une princesse de l'ancien temps. Attachèe à l'honneur et à la vertu; inexorable sur les bienseances; de l'esprit autant qu'il en faut pour bien juger; bonne et fidelle amie, sure, vraie, droise, oisée à prevenir et à choquer; fort difficile a ramener; vive et femme a faire des sorties quand les choses et les personnes lui de plaisoient; fort Allemande dans toutes ses moeurs franche et même un peu sauvage; ignorant toute commodité et toute délicatesse pour soi et pour les autres. Elle aimoit beaucoup les chiens et à monter à cheval et shabilloit en homme pour cet exercice.

gott will so preparire Ich mich zu meiner reiß nach Rheims was drauß werden wirdt sol den die teidt lehren Ich schicke Ihm hirbey Ein brieff von seinen neveu undt versichere daß In welchem standt Ich auch sein mag so werde doch allezeit sein und bleiben

Mons. von harling

wahre freundin
Elisabeth Charlotte.

Zum Beschluß vorherstehender Confessionen habe ich zum Theil aus den fragmentarischen Nachrichten der Herzoginn von Orleans ein Charactergemählde Ludewigs XIV. zusammengesetzt, das ohnstreitig richtiger, als jenes seyn wird, welches uns das zahllose Heer seiner Lobredner aufzudringen gesucht hat. Ein Gemählde, worinn man bei den Uebertreibungen seiner großen Eigenschaften, das daran verschwendete Licht billig verkennen mußte, weil das Gemählde selbst ohne allen Schatten angelegt war. Man hat Ursach, dem Bilde, welches die Herzoginn von Orleans von Ludewig XIV. entwirft, viel eher zu trauen, weil sie beinahe ein halbes Jahrhundert an dem Hofe

 dieses

dieses Monarchen lebte, seines vertraulichen Umgangs genoß, seine Schwächen täglich beobachten konnte, von allen Verhältnissen seiner Maitressen und Hofleute aufs genaueste unterrichtet war, und bei dem allen eine nicht gemeine Beobachtungsgabe besaß, ohne daß sie Ursache hatte, für ihren Schwager blind eingenommen zu seyn. — Doch hier ist das Gemählde ohne weitere Einleitung selbst! Der Kenner der Geschichte und des menschlichen Herzens mag darüber urtheilen. Jeder andere soll es und wird es bloß zu seinem Zeitvertreibe lesen. — Ludewig XIV. war unter einer strengen Mönchsaufsicht erzogen worden. Priester waren seine Erzieher *) gewesen,

*) Mazarin, dieser merkwürdige und schlaue Favorit der Anne d'Autriche, dirigirte vom Anfang an die Erziehung Ludewigs und seines Bruders des Herzogs von Orleans. Es war ihm sehr viel daran gelegen, die zwei Prinzen in einer strengen Dependenz von ihm zu erhalten; dieß konnte aber am leichtesten dadurch geschehen, wenn er sie in einer tiefen Unwissenheit aufwachsen liesse, und ihr aufkeimendes Freiheitsgefühl in einem Meere von Wollüsten erstickte. Doch genoß Ludewig, da man auf seine künftige große Bestimmung Rücksicht nehmen mußte, und sein Temperament an sich schon sehr lebhaft war, eine

sen, und Priester blieben zeitlebens für ihn die respectabelsten Menschen. Die Anhänglichkeit an diesen Leuten, und die sklavische Dependenz

---

eine männlichere Erziehung, als sein Bruder Philipp I. Wir haben schon oben gesehen, wie weibisch die Beschäftigungen dieses Herrn waren, und wie sehr er von dem damahls herrschenden kleinlichen und faden Tone der Galanterie selbst in seinen ernsthaftern Jahren abhing. Der Grund hiezu war schon in seiner frühsten Jugend gelegt worden; — es schien, als wollte man keinen männlichen Sinn in ihm erwecken; alles zweckte vielmehr dahin ab, seinen Geschmack an ernsthaften Gegenständen auf ewig zu vergiften. Man flößte ihm eine närrische Neigung für alles das, was Putz und Kleiderpracht hieß, ein, und seine Mutter sah ihn nie lieber, als in Mädchenskleidung öffentlich erscheinen, welche bei dergleichen Gelegenheiten sein ganzes Erziehungsinstitut dann auch anzulegen pflegte. So weit trieb man freilich die Tändelei mit Ludewig XIV. selbst nie; aber man suchte durch andere sinnliche Gegenstände seine Seele zu entnerven. Mazarin ließ sieben seiner Nichten mit ihren zwei Müttern aus Italien kommen, welche alle Mädchen von verschiedenem Character und Alter waren, damit ja immer eine den Plaz nach der andern bei dem königlichen Prinzen ersetzen könnte, und die er, nachdem sie bald mehr bald weniger seine Absichten erfüllt hatten,

von ihren Grundsätzen zeichnet sich in seinem ganzen Leben, und fast immer zu seiner Schande aufs deutlichste aus. Durch die vielgeltenden und

---

ten, an die vornehmsten Männer Frankreichs verheirathete. Marie Mancini, eine von jenen verschriebenen Italiänerinnen, ein feuriges coquetes vierzehnjähriges Mädchen, erweckte in dem Königsknaben die ersten Funken seiner Begierden; die aber nicht lange darauf gegen ein andres weibliches Geschöpf, Mademoisell de la Motte d'Argencour zum großen Mißvergnügen der Königinn und Mazarins in volle Flammen ausbrachen. Mazarin sahe wohl ein, daß seine Niece durch diese neue Liebe Ludewigs im Hintergrund seines Herzens geschoben wurde; und es mußte daher gleich nach seiner Denkungsart eine Intrigue gespielt werden, um den jungen König gegen seine Geliebte einzunehmen. Die la Motte hatte dem Feuer des Knaben widerstanden, aber dadurch es nur noch mehr gereizt, noch mehr angefacht; Ludewig aber hatte sie alles Widerstandes seiner Mutter und des Cardinals ohngeachtet an Hof zu placiren gewußt, und ihre Mutter hätte sie gar zu gern zu dem ehrwürdigen Range einer Maitresse des Königs erhoben gesehen. Sie schlug dem Cardinal vor, daß sie, wenn ers für gut fände, ihre Tochter bereden wolle, sich den Umarmungen des Königs zu übergeben, — und dann wolle sie ihre Tochter dazu gebrauchen, ihm alle Geheimnisse seines Herzens

und listigen Insinuationen dieser schwarzen Menschenrace wurde er nicht selten ein verachtungswürdiger Tyrann seiner ihn vergötternden

---

zens zu entlocken, diese Geheimnisse solle der Cardinal alle wieder erfahren, u. s. w. der Cardinal aber nuzte sogleich diesen verrätherischen Plan des häßlichen Weibes, ging zu Ludewig und erzählte ihm, daß er von der Mutter der la Motte durch die Unverschwiegenheit ihrer eigenen Tochter gar erbauliche Sachen vernommen habe und daß seine Geliebte dergleichen Histörchen ihren Freundinnen und andern Liebhabern mitzutheilen pflege. — Ludewigs Liebe fing durch diese Intrigue des Cardinals und durch die frommen Vorstellungen seiner Mutter zu erkalten an; um ihn nicht zu compromittiren, ließ man die la Motte noch einige Zeit am Hofe, sie bekam aber bald hernach mit einer Pension den Abschied. Auf diese erste Liebesgeschichte Ludewigs folgte bald eine Menge anderer, so daß man sein Leben eine Kette von dergleichen Intriguen nennen kann, bis sein Geist in den Armen der Maintenon zu einer ängstlichen Andächtelei erschlafte. — Ausser jenen Vergnügungen, wodurch Mazarin den jungen König durch den Umgang mit seinen Italiänerinnen zu zerstreuen, und ihn sich zu attachiren suchte, wandte er alle Künste der Prachtliebe und jeder königlichen Verschwendung an, um den Hang zu sinnlichen Gegenständen in seinem Zögling zu nähren. Er

stellte

Unterthanen, und ein Despot seines eigenen sonst gutmüthigen Herzens. Mazarin hatte den Königsknaben von seiner frühsten Jugend an absichtlich

---

stellte prächtige Tournire an, wobei ein glänzender Luxus mit einem ausgesuchten und bis zur Zauberei versinnlichten Geschmacke wetteiferte; noch nie hatte man prächtigere Bälle und Schauspiele in Frankreich, als damahls, gesehen; die königlichen Gastmähler übertrafen an Eleganz, Schönheit und fürstlichem Pomp alles, was die Geschichtsschreiber bisher von dergleichen Verschwendungen an andern Höfen aufgezeichnet hatten. Nach einem von jenen Gastgeboten führte Mazarin einst den Hof durch eine der schönsten Galerien des königlichen Pallasts. Die ganze lange Galerie war zur Bewunderung der Anwesenden mit einer ungeheuren Menge von Kostbarkeiten angefüllt, die wie auf einem reichen Marktplaz ausgebreitet lagen; — alles, Kronleuchter, Spiegel, Bijouterien, seidene und goldene Stoffe, goldene Gefässe und Galanteriewaaren, prächtige Meubeln und alle Arten von geschmackvollesten Damenpuz lagen in einem bunten Gemisch untereinander. Das Auge entdeckte mit jedem Schritt neue Schönheiten; — es schien als wenn ganz China in diesem kostbaren Zimmer sich seiner ausgesuchtesten Producte der Eleganz entladen hätte. — Aber Mazarin verschwieg iezt noch die Absicht dieses unerhörten Aufwandes. — Die ganze

Scene

sichtlich in einer tiefen Unwissenheit erhalten; — Ludewig war kein Kenner der Wissenschaften, die größten Köpfe wurden oft an seinem witzelnden Hofe lächerlich gemacht; dennoch aber schüzte und beförderte er Künste und gelehrte Kenntnisse mit freigebiger Hand, weil sie einen Glanz auf seine Regierung warfen, und weil die hungerigen Academisten seinen Ruhm, wofür er alle nur mögliche Schwächen eines eitlen Herzens besaß, in Europa ausbreiten halfen. Seine Unwissen-

---

Scene verwandelte sich endlich in ein Loteriespiel, wozu den Hofleuten die Billets ohnentgeldlich ausgetheilt wurden; der ganze Spaas kostete über 500000 Livers und Mazarin wurde dafür von dem ganzen Hofe als ein Mann von der feinsten Lebensart laut beklatscht, obgleich der ruhige Bürger des Staats über einen Aufwand seufzte, der dem Reiche nicht anders als verderblich werden konnte. — So geschäftig Mazarin war, den jungen König mit immer neuen Vergnügungen und Hoffeten zu unterhalten, so vorsichtig war er auch, den Prinz von allen solchen Leuten abzusondern, deren Ansehn ihm (dem Cardinal) über lang oder kurz gefährlich werden konnte. Die Intriguen, die er hiebei spielte, verrathen ganz den auf seine Würde stolzen und verschmizten italiänischen Priester; allein um sie zu beschreiben, müßten wir einen Folianten abfassen. —

heit in Religionssachen ging erstaunlich weit. An den Grundsatz, den ihm die Priester tief in die Seele gedrückt hatten, gewöhnt — daß in Glaubenssachen alles Raisonniren aufhören müsse; daß hier das Wort der Kirche alles, und die helleste Vernunft des Monarchen nichts gelte, wagte es seine sklavische Seele nicht, an jenen Gaukeleien zu zweifeln, welche der Aberglaube erfunden, und das Priesterthum als einen fürchterlichen Damm seines Ansehens seit Jahrhunderten aufgestellt hat. In der Hand seiner Pfaffen eine Marionette, und in den Armen seiner Maitressen der weichlichste Sardanapal, ließ er alles mit sich machen, was diese beiden Menschenracen mit ihm zu beginnen für gut fanden. Beide kannten die Schwächen des Königs, und beide verbanden sich fast immer durch teufelische Kunstgriffe, den Monarchen zu verblenden, und durch diese Verblendung über sein ganzes Königreich zu herrschen. Die Hauptmaximen ihres combinirten Plans, sich immer unter allen Ständen auf dem höchsten Gipfel des Ansehns zu erhalten, bestanden darin, — den König in den dumpfen Gefühlen einer stupiden Andächtelei zu bestärken, und durch den Reiz der Wollüste und Ausschweifungen seine Seele theils zu fesseln, theils zu erschlaffen. Durch diese Mittel gelang es ihnen, den König

zeit=

zeitlebens zu gewinnen, und wer ihn für sich einnehmen wollte, mußte, wenn die Gnade des Königs von Dauer seyn sollte, entweder die Empfehlung eines Pfaffen, oder einer seiner Maitressen für sich haben. — Alles stimmte übrigens damit überein, den König in dem Schooß einer weichlichen Sinnlichkeit immer tiefer einzuwiegen. Der leichtsinnige Geist seiner Nation; — die zur Wollust reizenden Beispiele seines verschwenderischen Hofes; — die ausgesuchtesten Schönheiten Frankreichs, die ihn in bunten Reihen umgaben; — die körperliche Gesundheit und Schönheit des Monarchen selbst; — die Gleichgültigkeit gegen eine zwar gutherzige, aber in Absicht ihres Kopfs sehr eingeschränkte Gemahlinn; — die ganze sibaritische, wollustathmende, verzärtelte und leckere Lebensart der Hauptstadt Frankreichs; — die feinen Intriguen und die ausgesuchtesten Künste einer subtilen Weiberlist, wodurch immer eine Hofdame vor der andern sich in das Herz des Königs einzuschleichen suchte; — die schlaffe Bereitwilligkeit, womit sich die weiblichen Opfer der Unschuld, größtentheils durch Beredungen ihrer Mutter, in die Arme Ludewigs warfen, und die eben so große Bereitwilligkeit der Priester, dem König jede Art seiner Vergehungen für eine neue Pfründe, für ein

Hofgeschenk, für einen gnädigen Blick des Landesvaters oder einer seiner Concubinen im Namen der christlichen Kirche zu vergeben, — alle diese Dinge kamen zusammen, den König in einen unaufhörlichen Strudel von Wollüsten zu stürzen. Se. allerchristlichste Majestät waren in dem ausschweifenden Genusse ihrer Liebe so wenig ekel und delikat, daß sie sich in die Arme eines Gassenmädchens eben so gern, als einer Duchesse warfen, so bald nur die eine wie die andere eine anhängliche Liebe für ihn affectirte. Demohnerachtet verlohr Ludewig dadurch bei seiner Nation nicht. Mit der Anzahl seiner Maitressen und Ausschweifungen schien die Liebe des Volks gegen ihn zu steigen. Er wurde bei allen seinen Fehlern vergöttert und angebetet, und wenn er auch bisweilen bei einem Theile seiner Nation in Mißcredit zu kommen schien; so warfen auf der andern Seite so viele große und erhabene Männer seines Ministeriums, seiner Armeen und seiner errichteten Academien einen so blendenden Glanz auf die Regierung und die Person des Monarchen selbst, daß eine gespannte Hochachtung gegen ihn immer die lezte Empfindung in den Herzen seiner Unterthanen blieb. — Ueberdem lehrt uns die Geschichte aller Zeiten und Völker, daß sinnliche und wollüstige Regenten, da

sie

sie gemeiniglich zu gleicher Zeit aus Schwäche des Temperaments sehr menschenfreundlich sind, oft sehr geliebt werden. Ihre Ausschweifungen streuen Geld und Reichthümer im Lande aus; sie lassen das Volk an ihrem Hange, sich zu vergnügen, Theil nehmen; die Strenge der Gesetze wird nicht mehr beobachtet; ihre Seraillen und Trinkhäuser unterhalten die Nation mit tausenderlei lustigen Anecdoten und Hofgeschichten; ihr Aufwand ist gemeiniglich glänzend, und füllt die neugierigen Augen des staunenden Pöbels. — Dieß alles, sage ich, macht dergleichen Herren bei ihrem Volke beliebt, und da es endlich an die Idee, grade einen solchen Regenten zu haben, gewöhnt und mit ihm weibisch gemacht wird; so scheint es gleichsam nach und nach den Wunsch zu verlernen, einen Mann von würklich königlichen Verdiensten und Talenten auf dem Throne zu sehen.

Uebrigens besaß Ludewig XIV. wirklich einige liebenswürdige Eigenschaften — *). Ein Fürst

*) Ludewig XIV. hatte auch die gute Seite der meisten lebhaften Leute, — hinterher den Ungestüm ihrer

Fürst darf deren nur wenige besitzen, und seine Nation wird dann schon alles Liebenswürdige wunderbar in ihm vereint finden. So stolz und trotzig

---

ihrer vorschnellen Handlungen zu bereuen, und das Verdorbene wieder gut zu machen, wenn sich der Sturm ihrer Leidenschaften gelegt hat. Ich will nur ein Beispiel davon anführen. Die Herzoginn von Navailles, Hofdame der jungen Königinn, war die Oberaufseherinn über einen Hauffen ausgelassener und coquetter Mädchen des Hofes, welche zum Theil sehr unverdienter Weise Filles d'Honneur genennt wurden. Eins von diesen folatren Geschöpfen, Mademoiselle de la Motte — Houdancourt gefiel dem Könige besonders, und die Gräfinn von Soissons, eine Feindin der Navailles, unterrichtete mit Fleiß die Houdancourt in allen Kunstgriffen der Coquetterie, ihren Sieg über das Herz des jungen Königs vollständig zu machen. Ludewig machte geschwinde Fortschritte in der Gunst seiner neuen Geliebten, und obgleich die gute Navailles den König herzlich bat, sich in ihr Institut keine zweideutigen Eingriffe zu erlauben; so wurde Ludewig doch durch diesen Widerstand nur noch um so mehr gereizt, und er ließ ihr durch den Minister Tellier unter Bedrohung seines Mißfallens geradezu sagen: daß sie sich in das Betragen der Fräuleins der Königinn nicht mischen solle! Die edeldenkende Herzoginn ließ sich nicht erschüttern; ihre Antwort war: daß sie ihrer Pflicht

trozig auch Ludewig sein Ansehen bei fremden Mächten zu behaupten suchte, so zeigte er doch in seinem äussern Betragen kein hautaines Wesen; er

---

Pflicht nie untreu werden würde, so lange Sr. Majestät ihr ihre bisherige Stelle lassen würden. Der König gerieth in Wuth, suchte die Navailles auf und sagte ihr, daß sie alles von seiner Ungnade zu fürchten hätte. Auch jezt blieb das edle Weib noch standhaft. „Ich sehe alles Unglück, erwiederte sie, voraus, was mir der Verlust Ihrer Gnade zuziehen kann; mein Glück, meine Würde, mein Amt, so wie das meines Gemahls hängt ganz allein von Ihro Majestet ab. — Sie können uns dieß alles wieder nehmen, aber dennoch wird dieser Verlust meinen Entschluß nicht wankend machen können, der Pflicht meines Gewissens unausgesezt zu folgen. Ich beschwöre Sie darum, Sire, sezte sie hinzu, indem sie sich zu seinen Füßen warf, suchen Sie anderswo die Gegenstände ihres Vergnügens und Herzens, nur nicht in dem Hauße der Königinn, das Ihnen gehört." Der König brummte, und ging sehr unwillig weg. Den andern Tag aber hatte er sein Unrecht eingesehen, als er in das Zimmer der Königinn Mutter kam, wo die Navailles auch zugegen war, reichte er der leztern auf eine gnädige Art die Hand, und gab ihr zu verstehen, daß sie nun wieder gute Freunde seyn wollten. Bis hieher war die Handlung Ludewigs schön und lobenswürdig; die Folge derselben hinge

er war gegen die geringsten Leute herablassend, gütig und höflich, und dieß war schon genug, die Herzen seiner Unterthanen zu fesseln, bei de-

nen

---

hingegen erbärmlich. Er wiederhohlte bald seine verliebten Angriffe auf das Dameninstitut der Navailles. Die Oberaufseherinn war kein solch züchtiges Weib, als jene und machte sich über die Gedult des Königs, sich von einer solchen Fanfaronne de vertu in seinen liebsten Vergnügungen aufhalten zu lassen, ziemlich lustig. Da der Ehrgeiz des Königs dadurch geneckt wurde, und er die Oberaufseherinn für seine gute Freundinn hielt, so wiederholte er jezt nur desto trotziger seine empfindsamen Spatziergänge. Die Navailles gerieth in neue Verlegenheit, zog aber dießmahl einen ihrer edeldenkenden Freunde zu Rathe, wie sie sich bei dieser critischen Laage zu verhalten habe. Der edeldenkende Mann erwiederte, daß sie lieber alles erwarten müsse, als ihrer Pflicht ungetreu zu werden. — Nun that sie einen Schritt, wodurch sie die Gnade des Königs auf immer verlohr. Sie ließ alle Eingänge, wodurch Ludewig zu ihren Damen schleichen konnte, mit eisernen Gittern versehn. Dieß brachte ihn so sehr auf, daß er sie und ihren Mann aller Aemter und Würden entsezte und auf ihre Landgüter verwies. Doch hatte noch eine andere dazu gekommene Hofcabale Ludewig XIV. zu dieser Strenge verführt, von deren Ungerechtigkeit er hinterher unterrichtet wurde, und worauf er die unschuldig Exilirten auch wieder begnadigte.

nen ein Compliment von jeher einen so großen Werth hatte, und die, weil sie von ihren Regenten immer eine übertrieben hohe Idee besaßen, jeden Beweis der Herablassung als ein Opfer betrachteten, das der Monarch gleichsam vom Throne herab seinen unterthänigen Sklaven brachte. Ausser jener herablassenden Güte, wodurch den Großen die Bewunderung und die Liebe bei ihrer Nation so wolfeil gemacht wird, hatte ihm die Natur eine männliche Schönheit verliehen, die durch die Artigkeit und Politesse seines Umgangs, durch seinen feinen Witz, durch die Annehmlichkeit seiner Stimme, und für das andre Geschlecht, durch den lüsternen Ausdruck eines wollüstigen Auges noch mehr Reitze zu bekommen schien. — Bei diesen einnehmenden Eigenschaften *) mußte die Nation ihren Abgott von

*) Saint-Simon, der wenigstens nicht zu Ludewigs Schmeichlern gehört, hat uns in diesem Betracht überhaupt einige Character- und Geisteszüge des französischen Monarchen aufbewahrt, die hier angeführt zu werden verdienen. Louis XIV. sagt er, n'avoit qu'un esprit au dessus du mediocre, c'est-à-dire apparemment plus de bon sens que de brillant, mais un esprit capable de se former, de se raffiner, d'emprunter des autres, sans paroître trop

von innen und außen liebenswürdig finden, da sie ohnedem so bereitwillig das eine Auge für seine Fehler zudrückte, und das andere bloß für seine guten

---

trop les imiter ni s'asservir. Il profita infiniment de vivre avec les personnes du monde, qui en avoient le plus et de différentes sortes. Quand il commença à regner ses Ministres au dedans et au dehors étoient les plus forts: ses Généraux les plus habiles de l'Europe. Il apprit tout d'eux. La capacité de ces hommes instruits, et de ceux qui se sont formés à leur ecole étoit due aux mouvemens qui avoient agité le Royaume depuis Louis XIII et qui avoient forme quantité de personnages illustres. — — — La Reine-Mere, führt Saint-Simon fort, etoit dévote, la jeune timide, et paroissoit embarassée d'une grande cour; de sorte que tont ce, qu'il y avoit de plus distingué en hommes et en femmes se rassembloit chez la Comtesse de Soissons. Comme surintendante elle demeuroit au Palais des Tuileries, y regnoit quand son oncle mourut, et y soutint son empire par un reste de la splendeur du Cardinal et plus encore par son esprit et par son audace. Son appartement etoit le centre de la galanterie, des menées et des intrigues. On y vivoit, pour ainsi dire, en famille, entre gens décorés de titres, presque tous parens, amis ou alliés et on n'y recevoit point de gens nouveaux et inconnus, comme on a fait depuis. — C'est là que le Roi prit cet air galant

guten Eigenschaften offen behielt. — Zu diesen lezteren rechne ich vornehmlich noch eine unverstellte Offenheit und Gradheit seines Charakters, welche freilich seine Favoriten und Favoritinnen oft schändlich mißbrauchten, indem sie den guten Anlagen seines Herzens eine schiefe Richtung gaben, und sie zum Verderben des Staats anwandten; unterdessen blieb jene Offenheit und Gradheit des Charakters doch immer eine schäzbare Eigenschaft des französischen Monarchen. — Ludewig erniedrigte sich selten zu dem unedlen Handwerke seiner übrigen Großen, hinterlistig zu handeln. Er sagte es den Leuten offenherzig ins Gesicht, was ihm nicht gefiel, und er gab nicht leicht Verläumdungen Gehör, so bald er merkte, daß ein Privathaß dabei zum Grunde lag. — Für seine Familie würde er ein sehr gütiger und zärtlicher Vater gewesen seyn, wenn die Maitressen sein schwaches Herz nicht zu sehr für

lant et poli qu' il a si bien allier toute sa vie avec la decence et la majesté. On peut dire que sa taille, son port, ses graces, sa beauté et la grande mine qui succeda à sa beauté, jusqu' au son de sa voix et sa démarche distinguoient autant entre les autres hommes que le Roi des abeilles entre elles et que s'il ne fût nè que particulier, il auroit eu egalement le talent des fêtes, des plaisirs et de la seduction.

für seine Bastarte eingenommen hätten. Was diese gewonnen, mußten natürlicher Weise auf der andern Seite seine rechten Kinder und seine Gemahlinn verliehren, aber eben dadurch mußte nun auch in den Herzen der leztern eine kalte Gleichgültigkeit gegen ihren Vater hervorgebracht werden. Die Prinzessinnen des königl. Hauses bekümmerten sich sonderlich bei seinem herannahenden Alter so wenig um ihren Vater, und gingen so sehr ihren individuellen Vergnügungen nach, daß man den König oft von seiner ganzen Familie verlassen fand. Uebrigens begegnete er seiner *) Gemahlinn, so wenig sie auch sein Herz besaß,

*) Anne d'Autriche wollte die Infantinn von Spanien, Marie Therese, Philipps IV. Tochter, mit ihrem Sohn vermählen; theils um eine Blutsverwandtinn zu ihrer Schwiegertochter zu bekommen; theils um dadurch endlich mit Spanien Frieden machen zu können. Mazarin hingegen schlug die Prinzessinn Margarethe von Savoyen dazu vor, indem er mit diesem Hause durch Verheirathung einer seiner Niecen an einen savoyischen Prinz schon verwandt war. Die Mutter der Margarethe wünschte gleichfalls nichts mehr, als ihrer Tochter die Königskrone zu verschaffen, und durch ihre und Mazarins Intriguen wurden endlich die Heirathsunterhandlungen würklich zu Lyon angefangen, wohin sich der pariser Hof so wohl, als der von Savoyen begeben hatte. Dem jungen

besaß, mit aller äussern Hochachtung und Politesse, und brachte fast alle Nächte in ihren Zimmern zu, ob sie gleich als eine feurige Spanie-

rinn

---

jungen König gefiel die savoyische Prinzessinn wegen ihrer Häßlichkeit nicht sehr und die Prinzessinn hatte sich nur aus Gehorsam gegen ihre Eltern zu einer Verbindung entschlossen, wozu ihr Herz keinen Laut von Einwilligung gab. Unterdessen würde diese Heirath doch zu Stande gekommen seyn, wenn nicht ein unerwarteter Umstand den ganzen Plan zum größten Misvergnügen Mazarins zerrüttet hätte. Philipp IV. hatte in Madrid die Absicht der Zusammenkunft beider Höfe in Lyon vernommen, und schon lange hatte er sich den Frieden durch eine Verheirathung seiner Tochter am französischen Hof zu erkaufen gehofft. In aller Eil schickte er daher einen seiner Geheimenräthe, Antonio Pimentel, nach Lyon, um die spanische Prinzessinn der Anne d'Autriche zur Schwiegertochter anzutragen. Die Königinn gerieth über diesen Antrag vor Freuden ausser sich, nahm ihn an, und wußte die ganze Sache mit so vieler Entschlossenheit durchzusetzen, daß Mazarin und der savoyische Hof nachgeben mußte, da ohnehin Ludewig selbst sich für die spanische Prinzessinn zum Besten seines Staats erklärte. — Die schlaue Nachgiebigkeit Mazarins, die ihm schon oft sein Ansehn gesichert hatte, zeigt sich auch hier in einer Aufopferung seines eigenen Interesse, die in der That bewundert zu werden verdient. Mazarin hatte anfangs seine Nichte die Marie Mancini würklich

zur

rinn mit der Kälte seiner Umarmung oft sehr mißvergnügt war, indem sie daraus auf vorhergehende Ausschweifungen ihres Gemahls, (wie die Herzoginn von Orleans ausdrücklich erzählt) zu schließen pflegte. — Auch war ihre Authorität höchst eingeschränkt. Die vielen Concubinen Ludewigs hatten ihr gleichsam kein Stückchen von dem königl. Scepter übriggelassen, und sie war unfähig, sich die verlohrne Gewalt wieder zu erringen, da es ihr am Verstand und an List fehlte, worin ihr die ränkevollen Lustdirnen des Königs so weit überlegen waren. Doch blikte das gutmüthige Herz Ludewigs gegen seine Gemahlinn noch nach ihrem Tode hervor; — er fühlte es, daß

zur Königinn von Frankreich bestimmt, die Mancini wurde von Ludewig geliebt: — aber die Anne d'Autriche hatte, so viel auch Mazarin bei ihr galt, seine Plane zu hintertreiben gewußt. Als der Cardinal sahe, daß für seine Nichte keine Hofnung mehr übrig war, und doch befürchten mußte, daß die Liebe Ludewigs zu ihr der neuen Gemahlinn sehr nachtheilig werden konnte, schickte er sie mit ihren Schwestern in ein Kloster. Der König vergoß bei ihrem Abschiede bittere Thränen, — und Marie entfernte sich mit einem Ausdrucke, der zugleich Zärtlichkeit und Unwillen verrieth — indem sie nichts als die Worte sagte: Vous pleurès! vous pleurès! Vous ètes Roi et je pars. —

daß er nur zu sehr die Pflichten der ehlichen Treue gegen sie verlezt hatte; sein Auge ergoß sich in wehmüthigen Thränen, die aber seine Tyrannin und Favoritin, die Maintenon, bald abzutrocknen wußte.

Es wird dem unpartheiischen Historiker schwer, [wenn er von Ludewig XIV. als meine wirklich großen Manne reden soll, da man ihn lieber einen ausserordentlichen nennen mögte; wenigstens war seine personelle Größe, nach Abzug alles zufälligen Umstände, die zu seinem ausgebreiteten Ruhme zusammen kamen, eine sehr kleine Größe. Freilich würde er seit Jahrhunderten der größte Mann genannt zu werden verdienen, wenn er das alles selbst gethan hätte, was ihm seine Nation zuschreibt, und was so viele große Köpfe seiner Zeit, — die eigentlichen Handlanger seines unsterblichen Namens, — für ihn thaten. Obgleich Ludewig XIV. sich oft an der Spitze seiner furchtbaren Armeen befand; so kann man doch eigentlich nicht sagen, daß er sie gegen seine Feinde als Soldat angeführt, und mit eigenem Heldenmuthe Siege erfochten habe. Er spielte in den vielen Kriegen, worin er sich durch seinen unermeßlichen Ehrgeiz zum Verderb seiner Staaten verwickelte, oft nur die Rolle

eines Zuschauers, und eines orientalischen Sultans, der in verschwenderischem Pomp vor seinen Heeren herzieht, und die weibischen Sitten des Hofes selbst in sein Feldlager mitbringt. Auch konnte er nicht lange im Felde verweilen; die Wollüste der Hauptstadt und die Bitten seiner Maitressen riefen den so oft und so unwahr mit dem Alexander verglichenen König gemeiniglich sehr bald wieder zurück, und wenn er auch verschiedentlich durch seine Gegenwart den Muth und Eifer seiner Truppen aufmunterte; so wurde auf der andern Seite der Geist ihrer Thätigkeit, durch die in den Lägern herrschende luxurieuse Lebensart, wozu er durch sein eigenes Beispiel Gelegenheit gab, sehr geschwächt und aufgehalten. Endlich ist auch bekannt, daß er durch seine glühende Eroberungssucht, welcher er Millionen Menschen aufopferte, und durch seine ungerechten Kriege, die das Land mit ungeheuren Schulden belästigten, nichts gewann; sondern bei dem sinkenden Glück seiner Größe, alles Erworbene wieder herausgeben mußte. Noch mehr verliehrt der Ruhm Ludewigs, wenn man bedenkt, wie klein und unbedeutend die Ursachen waren, die er, um Krieg zu führen, hervor suchte. Das ganze Reich wird mit einem fürchterlichen Kriege bedrohet, weil zwischen seinem und

dem

dem spanischen Abgesandten in London ein armseeliger Rangstreit entstanden war. — Ludewig verlangt mit dem ihm eigenen Königstrotz, daß sein Gesandter den Vorsitz haben müsse, und Spanien, das hiebei weit vernünftiger handelte, giebt als der klügste Theil nach. — Fast noch unbedeutender war sein Vorwand zu dem unbilligen Kriege mit der Republik Holland. Eine unschuldige Schaumünze derselben, deren Aufschrift Ludewig für eine Beleidigung seiner Ehre hielt, mußte die Gelegenheit zu jenem blutigen Kriege abgeben, wodurch zwar anfangs der Ruhm seiner Waffen aufs höchste stieg; aber bald wieder so tief sank, daß ein amsterdammer Bürgermeister dem stolzen Weltbezwinger Friedensbedingungen vorzeichnete.

Richtet man die Augen auf das Innere seiner Regierung; so bemerkt man zwar eine Menge vortreflicher Einrichtungen und Verbesserungen; aber man sieht auch zugleich, daß sie alle mehr durch den wunderbaren Zusammenfluß grosser Männer in seinem Königreiche, als durch seine eigenen Verdienste des Geistes und Herzens bewürkt wurden. Seine Armeen wurden durch den Geist eines Louvois umgeschaffen. Die Finanzen des Staats, stiegen unter den Händen

eines Colbert aus dem schrecklichsten Chaos zu einer bewunderungswürdigen Ordnung und Ergiebigkeit empor. Der Handel wurde dadurch wie neu belebt, der Luxus gab ihm eine neue Riesenstärke und alle Nationen Europens schlepten anfangs ihre Reichthümer in ein Land zusammen, welches damahls, in Absicht seines Geschmacks, seiner Manufacturen und Kunstwaaren den Vorrang vor allen Königreichen behauptete. Einen neuen Glanz auf Ludewigs Regierung warfen die blühenden Academien, und die vielen gelehrten Köpfe Frankreichs, die damahls gleichsam wie durch ein Spiel der Zauberei zugleich auftraten, und den Ruhm ihrer Nation um so mehr befördern halfen, je tiefer ihre Nachbarn in der Cultur der Wissenschaften und des Geschmacks noch zurück waren. Von dieser Zeit an beginnt die Schreibseeligkeit der Franzosen, die sich bald darauf gleich einer unaufhaltbaren Influenza über ganz Europa und sonderlich über Deutschland ausbreitete. Dieser Schreibseeligkeit seiner Nation hat Ludewig bei weitem die größere Ausbreitung seines Ruhms zu verdanken. Das zahl- und rastlose Heer von Memoirenschreibern und Versemachern war unaufhörlich bemüht, Ludewigs Verdienste mit allem Aufwand eleganter und rednerischer Declamationen

mationen zu verherrlichen, und jeder seiner Handlungen das Siegel der Unsterblichkeit aufzudrücken. Da Ludewig diese Leute wie fleißige Tagelöhner betrachtete, die zum Tempel seines Ruhms Holz und Steine zusammenschleppten: so belohnte er sie für ihre Schmeicheleien oft sehr reichlich, und Europa war aus einer überspannten Hochachtung gegen Ludewig XIV. lange Zeit blind genug, jenen Scriblern als authentischen Geschichtsschreibern des bewunderten Königs zu huldigen.

Es ist eine, durch die Geschichte aller Zeiten, gegründete Bemerkung, daß große Männer sich gemeiniglich selbst überleben. Die hitzige Bewunderung ihrer Verdienste nimmt endlich wieder ab, oder verschwindet wohl ganz, weil sie nach und nach die Reitze der Neuheit verliehren; weil durch den Nimbus ihrer Größe die Fehler der bewunderten Männer hervorzuschimmern anfangen; weil das mürrische Alter der Regenten dem jovialischen Geiste der Nation nicht mehr entspricht, und weil sich endlich das Volk nach einer langen Einförmigkeit einer und der nehmlichen Regierung nach mancherlei politischen Veränderungen sehnt, wodurch es sich neue vortheilhafte Verbesserungen und Einrichtungen des

Landes verspricht. Bei keinem bewunderten Thronbesitzer, war es wohl sichtbarer, daß er sich und seinen Ruhm selbst überlebt habe, als bei Ludewig XIV. — Der größte Theil seiner Nation fing am Ende seiner Regierung, ihn aus dem rechten Gesichtspunkte zu betrachten, an; obgleich seine feilen Lobredner immer noch fortfuhren, ihren Weihrauch an seinen Altären zu verschwenden. Aber mit dem endlich richtig gefaßten Gesichtspuncte seiner Größe, mußte auch natürlicher Weise die Vorstellung seiner würklichen Verdienste um ein tiefes herabsinken. Der schwärmerische und gleichsam delirirende Enthusiasmus seiner Nation, welchen sie am Anfange und in der Mitte seiner Regierung, für ihren Abgott empfand, war gegen das Ende derselben wenigstens halb verloschen. — Der Staat seufzte durch die prachtvollen Verschwendungen und vielen Kriege Ludewigs unter einer tiefen Schuldenlast. Man betrachtete seine Trophäen, seine prächtigen Gebäude, seinen glänzenden Hofstaat als Gegenstände, woran das Blut, der Schweiß und das Vermögen von tausenden seiner gedrückten Unterthanen hing. Die Armuth war unter dem Volke allgemein. — Man schrie laut über den König, — und die Armuth redet eine trotzige Sprache, wenn der Regent ihr den Bettelstab

selbst

selbst aufzwingt, und sie findet den Mann nicht mehr groß, der es durch ihre Aufopferungen wurde. Selbst die Vertreibung der Hugonotten, wobei vorher die ganze Nation dem irregeführten Monarchen ihren lauten Beifall zuklatschte, wurde endlich von eben der Nation als eine der verderblichsten Handlungen Ludewigs betrachtet, weil dadurch Millionen Geld, und was noch schlimmer war, eine sehr große Menge nützlicher Bürger und Künstler aus dem Staate gingen. Durch die Armuth des Volks, durch die erschöpften Cassen des Staats, durch die kranken Financen und durch das Hin und herschwanken der Hofintriguen entstanden in dem Innern des Reichs die traurigsten Verwirrungen, die Ludewig durch den Ruhm seiner Waffen um so weniger verhüllen konnte, da sein kriegerischer Ehrgeitz diese Verwirrungen mit hervor gebracht, und seine Eroberungssucht keinen bleibenden Vortheil für den Staat selbst gestiftet hatte. — Die Lorbeern Ludewigs waren mit seinem Alter verblühet; — die großen Männer seiner Armeen, die ihm jene Lorbeere erworben hatten, waren entweder gestorben, oder von dem großen Schauplatze der Welt in ein stilles einsames Dunkel durch die Verfolgung des Hofes zurückgetreten; — und man konte einen Monarchen nicht mehr

bewundern, der sonst die ganze Erde zittern machte, und nun einer abgelebten Hure zu Füßen lag, welche die ganze Nation durch ihre Ränke beherrschte. Die stupiden Andächteleien des Königs waren dem freiern Geiste seines Volks zuwider, weil es daran die Schlingen erkannte, an welchen die Maintenon ihren Sclaven gefesselt hielt, und weil die Religion selbst gemißbraucht wurde, den König an die Gewalt verschmizter Priester zu verkaufen. Der edlere und beßre Theil seines Hofes seufzte unter tiefem geistlichen Drucke schon seit vielen Jahren, und sehnte sich nach dem Genusse der Freiheit um so mehr, da ein junger, freidenkender Regent ihm den Sturz der bisherigen Pfaffensclaverei versprach, und da überhaupt ein zu finsterer, verschrobener, ungeselliger, und langweiliger Ton den ganzen Hof in den leztern Zeiten Ludewigs beherrschte. Ueberall versprach man sich nach seinem Tode bessere Zeiten, der Kaufmann den Flor des geschwächten Handels; der Financier die Verminderung der ungeheuren Staatsschulden; der Landmann die Aufhebung der vielen drückenden Auflagen; die Opfer einer grausamen Staatskunst ihre Befreiung aus dem Kerker; die verfolgten Protestanten die Wiederherstellung ihrer bürgerlichen Rechte, und der gesammte Hof die Erneuerung einer so lange ver=

verscheuchten Harmonie seiner Mitglieder und eines fröhlichern und bessern Tons des Umgangs. Jeder Stand hatte seine eigenen Wünsche, und jeder Wunsch schien ein heimlicher Vorwurf der iezigen Regierung zu seyn. — Kurz Ludewig hatte zu lange gelebt, war zu alt geworden, um den Geist seiner Nation in einer stets gespannten Bewunderung bis an seinen Tod zu erhalten. Die Nation fand ihn untauglich, das Ruder einer Regierung noch länger zu führen, die von innem und aussem in dem mißlichsten Zustande lag und fast gänzlich ihren vorigen Sonnenglanz verlohren hatte. Die Wünsche des Volks wurden endlich erfüllt, indem Ludewig 1715 den 1ten Septemb. nach einer 72 jährigen Regierung starb. Nicht lange vorher hatte er seine natürlichen Söhne, im Fall die Prinzen vom Geblüt sterben sollten, zu künftigen Thronfolgern legitimirt, und in Absicht der Vormundschaft Ludewigs XV. ein Testament gemacht, wobey die Maintenon die Haupttriebfeder gewesen war, wovon er aber vorher sahe, daß es nicht in Erfüllung gehen würde. Der abgelebte Greis, sagte selbst auf seinem Krankenbette: on m'a fait écrire un testament et plusieurs choses, je l'ai fait pour avoir du repos, mais je sais bien, que cela ne subsistera pas! — Uebrigens sahe Ludewig

bei

bei der Annäherung seines Todes die mannichfaltigen Fehler selbst ein, die er während seiner Regierung begangen hatte. Er ermahnte seinen Thronfolger kurz vor seinem Sterben zum Frieden mit seinen Nachbarn, und bat ihn recht dringend, ihm in seiner Eroberungssucht, in seinem verschwenderischen Aufwande und in den Bedrückungen seiner Unterthanen nicht nachzuahmen; sondern ihnen ihre Lasten, so viel als möglich, zu erleichtern. Die gleichzeitigen Geschichtsschreiber sagen, daß Ludewig, mit einer unerschütterlichen Festigkeit und ruhigen Gegenwart des Geistes gestorben sey; — da aber die meisten Sterbenden durch die vor dem Tode hergehende Erschlaffung der Seelenkräfte und durch das langsame Stillstehen der körperlichen Maschine in eine Art von düstrer Betäubung gerathen; so kann man sich, auf jene lezten Zeichen von Festigkeit und Geistesstärke, eben so wenig verlassen; so wenig man sie immer, als Folgen, eines ruhigen Gewissens betrachten kann; — Ludewig ward nach seinem Tode bald vergessen, und seine Nation hat nachher zur Gründung seiner Unsterblichkeit weniger, als ihre Nachbarn, beigetragen.

I.

Haus Orleans.

Ludewig XIII. König von Frankreich. Geb. 1601. Gestorb. 1643.

Gemahlinn, Maria, Prinzessinn von Spanien.

Kinder.

1) Ludewig XIV. Geb. 1638. Gestorb. 1715. Gemahlinn, Maria Theresia, Prinzessinn von Spanien.

2) Philipp I. Herzog von Orleans. Geb. 1640. Gestorb. 1701.

Erste Gemahlinn, Henrica, König Karls I. von England Tochter, starb 1670.

Kinder erster Ehe.

1) Maria Louise. Geb. 1662. Vermählt mit Karl II. König von Spanien 1679. starb. 1689.

2) Philipp Karl, Herzog von Valois. Geb. 1664. Gestorb. 1666.

3) Anna Maria. Vermählt an den Herzog von Savoyen. Geb. 1669.

Zweite

Zweite Gemahlin, Elisabeth Charlotte, Prinzessinn von der Pfalz. Geb. 1652. Verm. 1671. starb 1722. Sieh. II Tab.

Kider zweiter Ehe.

1) Alexander Ludewig. Geb. 1673. Gest 1676.

2) Philipp II. Herzog von Chartres. Geb. 1674. wird Regent nach Ludewigs XIV. Tode 1715. Vermählt mit Francisca, natürl. Tochter Ludewigs XIV. von der Montespan. Starb 1723.

3) Elisabeth Charlotte. Geb. 1676. Verm. mit Leopold Herzog von Lothringen. Starb 1744.

II.

Haus Pfalz=Simmern.

Friedrich V. Churf. von der Pfalz und König von Böhmen. Geb. 1596, wird nach der Prager Schlacht 1620 aller Lande beraubt. Starb 1632 zu Maynz.

Gemahlinn, Elisabeth, König Jacobs I. in England Tochter.

Kinder:

1) Carl Ludewig, Churf. Geb. 1617. Gestorb. 1680. Gemahlinn, Charlotte, Prinzessinn von Cassel, starb 1686. (Nebengemahlinn, Marie Louise, Baroneß von Degenfeld. Starb 1677.)

Kinder:

a) Carl, Churf. Geb. 1651. Gest. 1685. Verm. mit einer dänischen Prinzessinn Starb ohne männliche Erben, worauf das Haus Pfalz=Neuburg succedirte; Frankreich aber wegen der Herzoginn Elisabeth

Charlotte Anspruch darauf machte, und 1688 in die Pfalz einbrach.

b) Elisabeth Charlotte, Herzoginn von Orleans. Geb. 1652. Verm. 1671. Starb 1722.

c) Von der Nebengemahlinn waren 13 Kinder, welche den Namen Raugrafen und Raugräfinnen führten.

2) Sophie. Geb. 1630. Verm. an Ernst August, Churf. von Hannover, 1658. Starb 1714. Sieh. III. Tab.

III.

Haus Hannover.

Georg, Herzog von Braunschw. Lüneburg Geb. 1582. Starb 1641.

Gemahl. Anna Eleonora, Hessendarmst. Prinzessinn.

Kinder:

a) Haus Celle

1) Christian Ludewig. Geb. 1622. Starb 1665 unbeerbt. Nach dem Tode des Vaters übernahm er als der älteste die Regierung der Fürstenthümer Calenberg und Göttingen, und verlegte seinen Hofstaat nach Hannover. 1646 vertauschte er die calenbergische Landesregierung gegen die cellische. 1649 bekam er die säcularisirte Prälatur Walkenried. 1655 verwandelte er das Michaeliskloster zu Lüneburg in eine Ritterschule. Gemahlin, Dorothea, Herzog Philipps von Holstein-Glückstadt Tochter.

2) Georg Wilhelm. Geb. 1624. Schon 1637 erhielt er ein Canonicat zu Bremen, 1645 ward er Coadjutor eines Erzstifts. Nachdem sein Bruder Christian Ludewig die cellische Regierung übernommen, übernahm er die Regierung des calenbergischen Theils und nach dessen Ableben die cellische, das Fürstenth. Lüneburg nebst den dazu gehörigen Grafschaften und Aemtern. 1689 nahm er auch vom Herzogthum Sachsen-Lauenburg Besitz. Starb 1705. Gemahlinn, Eleonore d'Olbrease aus Frankreich, welche im Fürstenstand erhoben wurde.

b) Haus Hannover

3) Johann Friedrich. Geb. 1625. Trat auf seinen Reisen in Italien 1649 zur catholischen Religion über. Erhielt 1665 das Fürstenthum Calenberg, Göttingen, Grubenhagen, legte zu Hannover bei dem Schlosse, ein Capucinerkloster an, und errichtete daselbst die Bibliothek. Starb 1679. Gemahlinn, Henrica Philippine, Eduards Pfalzgrafen am Rhein Tochter.

4) Ernst August I. Geb. 1629. Ward 1661 Bischoff zu Osnabrück, übernahm nach dem

Tode Johann Friedrichs die Regierung des Fürstenthums Calenberg u. s. w. Verbot den Capuzinern den Gebrauch der Schloßkirche, bekam 1692 die neunte Churwürde. Starb 1698. Gemahlinn, Sophia (Friederica) Prinzessin von der Pfalz. Sieh. Tab. II.

Kinder.

a) Georg Ludewig. Geb. 1660, übernahm 1698 die väterliche Regierung, gelangte 1705 nach Herzog Wilhelms Tode zum Besitz des ganzen Fürstenthums Lüneburg, ward 1710 als Churfürst mit dem Erzschatzmeisteramt belehnt, und 1714 unter dem Namen Georg I. als König von England proclamirt. 1715 erhielt er das Herzogthum Bremen und Verden, 1716 legte er das Oberappellations-Gericht zu Celle an. Starb 1721 zu Osnabrück auf seiner Reise in seine deutschen Staaten. Gemahlinn, Sophia Dorothea, Herzog Georg Wilhelms in Celle Tochter. (bekannt unter dem Namen der Prinzessinn von Ahlden)

b) Friedrich August. Geb. 1661. Blieb 1690 als kaiserl. General-Major in Sieben-

Siebenbürgen in einem Gefechte mit den Türken.

c) Maximilian Wilhelm. Geb. 1666. Diente erst der Republic Venedig, changirte 1692 die Religion, und starb 1726 in kaiserl. Diensten.

d) Sophia Charlotte. Geb. 1668. Starb 1705. Gemahlinn Friedrichs I. Königs von Preußen.

e) Carl Philipp. Geb. 1670. blieb 1690 als kaiserl. Oberster in einem Gefechte mit den Türken.

f) Christian. Geb. 1671. Ertrank 1703 in der Donau.

g) Ernst August II. Geb. 1674, ward 1715 Bischoff zu Osnabrück. Starb 1728.

5) Sophia Amalia. Geb. 1628. Gemahlinn Friedrich III. nachherigen Königs in Dänemark. Starb 1685.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pockels, Karl Friedrich, 1757-1814

Bekenntnisse der Prinzessinn Elisabeth Charlotte von Orleans Aus ihren Originalbriefen

Danzig 1791

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 460
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235346-2
VD18 10265503-004